



## Princip in Theresienstadt

HANS HAUTMANN

Der 100. Jahrestag des Attentats von Sarajevo und damit des Beginns des Ersten Weltkriegs wirft bereits seine Schatten voraus, wobei der Begriff „Schatten“ für die geplanten Gedenkveranstaltungen sehr passend zu werden verspricht. Einen Vorgeschmack bietet der Artikel „Wem gehört 1914?“ in der *Presse* vom 6. Juli 2013. Darin ist zu lesen, dass Österreich „die Wiener Philharmoniker nach Sarajevo schicken“ wolle, offenbar um zu zeigen, dass man den Bewohnern der einst vom Habsburgerreich beherrschten Stadt wegen der tödlichen Schüsse auf den Erzherzog-Thronfolger und seine Gattin nicht mehr böse ist und sich zu diesem Zweck die gemüterschmelzende Wirkung der Musik am besten eignet. Dann heißt es: „Der Plan jedoch, eine ‚Versöhnungsmesse‘ mit den Familien Habsburg und Princip im Wiener Stephansdom zu feiern (!), wurde mittlerweile verworfen. Wie verlautet, werden nur die Nachkommen von Franz Ferdinand und Sophie am 28. Juni 2014 mit Kardinal Schönborn eine Messe für ihre Toten im Wallfahrtsort Maria Taferl feiern.“<sup>1</sup>

So viel zu den angedachten religiösen wie kulturellen Zelebritäten. Weitere Ideen solcher Art mit dem Ziel, die heute hoch in Kurs stehende „Betroffenheit“ auf die Ebene des „Berührenden“, „Versöhnenden“, des „Trostes“ und der „Hoffnung“ zu transfigurieren – und damit in der Sphäre nebelhafter Aussagelosigkeit zu verbleiben –, werden im kommenden Jahr noch folgen.

Wie steht es aber um die anderen Aktivitäten? Hier riss der französische Präsident Sarkozy kurz vor seiner Abwahl die Initiative an sich, indem er für Projekte zu einem gesamteuropäischen Gedenken im Juni 2014 in Sarajevo rund eine Million Euro zur Verfügung stellte (mitsamt dem bizarren Vorschlag, die Tour de France in der bosnischen Hauptstadt starten zu lassen). „Inzwischen sind die Ambitionen etwas bescheidener geworden“, und es sollen „mehrere konkurrierende Historikertagungen“ mit in-

ternationaler Beteiligung in Sarajevo stattfinden.<sup>2</sup>

Deren Tendenz trotz „Konkurrenz“ kann schon jetzt unschwer prophezeit werden. Unter der Ägide der EU, von ihr finanziert und noch dazu mit Serbien als nächsten Beitrittskandidaten, wird eine Geschichtsdeutung im Mittelpunkt stehen, wonach der nationalistische Hader, der einst Europa zerriss und in die Katastrophe trieb, durch das Friedensprojekt des „gemeinsamen europäischen Hauses“ glücklich überwunden sei. Davon, dass es dieselben herrschenden Kreise waren, die 1914 „Absatzgebiete in Schlachtfelder verwandelten, damit aus diesen wieder Absatzgebiete werden“ (Karl Kraus), und die heute mit Battlegroups dieselben imperialistischen EU-Interessen verfolgen, wird nicht die Rede sein. Ebenso wenig wird das für eine ehrliche Geschichtsaufarbeitung einzig angebrachte Prinzip zum Tragen kommen, zuerst einmal vor der *eigenen* Tür zu kehren und die Leichen, die im Keller *jedes* am Ersten Weltkrieg beteiligten Landes nach wie vor liegen, zu Tage zu fördern. Gerade Österreich hat hier die größte Bringschuld.

Weil das so ist und das auch für das Schicksal der Sarajevo-Attentäter gilt, die man dem Strafvollzug zuführte, sollen nun einige Dinge in Erinnerung gerufen werden, die bei der Darstellung der Ereignisse des 28. Juni 1914 in den Geschichtsbüchern so gut wie immer fehlen: die Art, wie die österreichische Justiz gegen die Verschwörer vorging und – sofern sie nicht hingerichtet wurden – die Haftbedingungen, denen man sie unterwarf.

### Das Pogrom

Am Tag nach dem Attentat, am 29. Juni 1914, zogen muslimische Bosnier in Sarajevo durch die Straßen. Sie zerstörten und plünderten Wohnungen und Geschäfte der serbischen Einwohner, die Redaktionen serbischer Zeitungen, die serbische Schule und den serbischen Klub. Am Nachmittag waren die Straßen

und Plätze Sarajevos mit zertrümmertem Hausrat übersät. Das Ergebnis der Ausschreitungen waren Sachschäden in der Höhe von 550.000 Kronen, ein Toter und mehrere Schwerverletzte.<sup>3</sup>

Der „spontane Ausbruch der Volksempörung“, den neben Sarajevo auch die kroatische Hauptstadt Agram, Mostar und andere Städte Bosnien-Herzegowinas erlebten, wurde von Wien sogleich als Beweis für die Behauptung hingestellt, dass das Attentat allein von der serbischen Regierung inszeniert worden sei, während die Masse der Bevölkerung der annektierten Provinzen loyal zur Habsburgermonarchie stehe. Die österreichische Regie des Pogroms war aber so offenkundig, dass selbst der deutsche Generalkonsul in Sarajevo, der alles andere als ein Serbenfreund war, noch am 29. Juni gegenüber dem Auswärtigen Amt in Berlin erregt äußerte, ihm dränge sich die Frage auf, warum die k.u.k. Landesregierung dem „vandalistischen Treiben“ des „gedungenen Mobs“, der „Roten von kroatischen und muselmanischen Burschen völlig freie Hand gelassen“ habe, ja die Exzesse „gewissermaßen unter militärischem und polizeilichem Schutz“ hätten vonstattengehen können.<sup>4</sup>

Die Antwort darauf erübrigt sich, wenn man das Verhalten des Landesbefehlshabers Feldzeugmeister Oskar Potiorek betrachtet. Während er dem gemeinsamen Finanzminister Leon von Bilinski (dem die Zivilverwaltung Bosnien-Herzegowinas oblag) scheinheilig mitteilte, Gendarmen und Militär seien ohnmächtig gewesen, verhängte er über Sarajevo das Standrecht nicht unmittelbar nach dem Attentat, sondern erst am 29. Juni gegen 15 Uhr, nachdem der Mob sein Werk ungestört hatte vollenden können. Eine Stunde später, um 16 Uhr, als die Särge des Erzherzog-Thronfolgers und seiner Gemahlin vom Konak zum Bahnhof überführt wurden, herrschte in Sarajevo plötzlich kein Mangel an Sicherheitskräften mehr.

Hier sei nur eingeflochten, dass auch am Tag des Attentats die Sicherheitsvor-



Die verhafteten Attentäter, v.l.: Grabež, Čabrinović, Ilić und Princip

kehrungen unter der Verantwortung Potioreks völlig unzulänglich, geradezu fahrlässig waren. Nur ein dünnes Polizeiaufgebot säumte die Strecke, die das offene Personenauto der Marke Gräf & Stift mit dem Thronfolgerpaar befuhr. „Bessere Vorbedingungen für die Durchführung ihrer Pläne hätten sich die Attentäter nicht wünschen können.“<sup>65</sup>

Die Pogrome waren der Auftakt einer groß angelegten Verhaftungswelle gegen Mitglieder und Sympathisanten der nationalen serbischen Bewegung in Bosnien. Allein zwischen dem 28. Juni und dem 15. August 1914 wurden 637 gerichtliche Untersuchungen eingeleitet, denen zahlreiche Prozesse mit Todesurteilen und schweren Kerkerstrafen folgten.<sup>6</sup>

### Der Prozess

In den Augen der Regierenden Österreich-Ungarns war der Prozess gegen Princip und seine Mitverschwörer, der vom 12. bis 28. Oktober 1914 vor dem Kreisgericht in Sarajevo stattfand, zu nichts weniger ausersehen, als ihre Politik, die zur Auslösung des Weltkrieges geführt hatte, zu rechtfertigen. Am 1. Oktober 1914 legte der k.u.k. Minister des Äußeren, Leopold Graf Berchtold, dem gemeinsamen Finanzminister Bilinski nahe, für ein Urteil zu sorgen, dessen Schärfe den „ungeheuren internationalen Konsequenzen“ der Tat entspreche. Was damit gemeint war, erläuterte Berchtold unverblümt: „Ein diesen Voraussetzungen nicht entsprechendes Verdikt wäre für die innere und äußere Politik von den ungünstigsten Konsequen-

Dieser Aufforderung, das Verdikt den Bedürfnissen der Wiener Kriegspartei anzupassen, kam das Gericht willig nach: Die Anklageschrift bezichtigte die serbische Regierung der Hauptschuld an dem Attentat, und das Tribunal verhängte über die Angeklagten drakonische Strafen.

Politisch wurde damit allerdings gar nichts erreicht, weil Berchtolds Intentionen (wie übrigens auch den Absichten derjenigen Historiker, die bis heute eine direkte Drahtzieherschaft der serbischen Regierung am Attentat nachweisen wollen) die kindische Auffassung zugrunde lag, dass die Frage von Serbiens „Schuld“ oder „Unschuld“ das entscheidende Moment bei der Entfesselung oder möglichen Verhinderung des Ersten Weltkrieges gewesen sein könnte. Von einem reuigen An-die-Brust-Schlagen Russlands nach der Verkündung des Sarajevoer Urteils, in der Julikrise 1914 ein nun glatterdings des Fürstenmordes überführtes, verbrecherisches Regime unterstützt und damit die Katastrophe heraufbeschworen zu haben, ist nichts bekannt. Ebenso wenig hat irgendeine der Großmächte – Österreich-Ungarn aus Propagandagründen ausgenommen – der Frage der unmittelbaren Beteiligung Belgrads am Attentat auch nur das geringste Gewicht bei dem Entschluss beigemessen, in den Krieg einzutreten, weil es um mehr, um die Durchsetzung der dem imperialistischen System inhärenten Expansionsinteressen, des Dranges nach Neuaufteilung der Welt mit den Mitteln der Gewalt ging.

zen, da hierdurch die von den bosnisch-hercegovinischen Behörden herrührenden Angaben über die Untersuchung und mithin auch die auf ersteren beruhende diplomatische Aktion gegen Serbien *kompromittiert* wäre, ja überhaupt *unsere Berechtigung* zum Eintritte in den zu einem Weltkrieg ausgewachsenen Konflikt mit Serbien *in Frage gestellt* würde.“<sup>67</sup>

Das eigentlich Bemerkenswerte am Princip-Prozess ist hingegen, dass einer anderen Forderung *nicht* Rechnung getragen wurde, nämlich der Potioreks, das Verfahren einem Militärtribunal, dem Festungsgericht von Sarajevo, zu übertragen. Bilinski wies am 25. September 1914 das Ansinnen zurück und antwortete, dass „sich die Verwaltung von Bosnien und der Herzegowina im Falle der Abtretung des Prozesses an ein militärisches Gericht niemals von dem Verdacht reinigen (könnte), dass sie keine hinreichenden Beweise für die Schuld der Verurteilten (!) besessen und deshalb durch einen *Akt der Kabinettsjustiz ein füg-sames Gericht (!)* eingeschoben habe.“<sup>68</sup>

Zudem noch wäre ein Eingehen auf die Forderung Potioreks ein offener Fall von Rechtsbeugung gewesen, weil die für Bosnien-Herzegowina erlassenen Ausnahmeverfügungen, die so wie in der österreichischen Reichshälfte Zivilpersonen bei politischen Delikten der Militärgerichtsbarkeit unterstellten, Ende Juli 1914 in Kraft traten<sup>9</sup> und eine rückwirkende Anwendung (das Attentat geschah im Monat zuvor) ausgeschlossen war.

Nun zeigt die Praxis der österreichischen Kriegsjustiz, dass dieser Rechtsgrundsatz alles andere denn skrupulös befolgt wurde und man sehr wohl Menschen für „Straftaten“, die ausschließlich aus der Vorkriegszeit datierten, nachträglich – und damit illegal – vor Militärgerichte stellte. Wenn sich Bilinski hier durchsetzte, dann einzig aus dem Grund, weil man beim Princip-Prozess mit der Aufmerksamkeit der Weltöffentlichkeit rechnen musste und ihr gegenüber ein Hervorkehren österreichischer „Rechtsstaatlichkeit“ opportun erschien.

So kam es, dass gegen die Attentäter von Sarajevo weder ein Militärtribunal noch ein Ausnahme- oder Sondergericht verhandelte, sondern das übliche, in Bosnien-Herzegowina schon zu Friedenszeiten für die zur Last gelegten Delikte zuständige zivile Kreisgericht. Besorgnis ob unliebsamer Überraschungen brauchte man nicht zu hegen: die Richter der Strafsenate ebenso wie die Staatsanwälte rekrutierten sich aus allen Teilen der Monarchie, nur nicht aus Bosnien-Herzegowina, waren in der Mehrzahl Deutsche und in Verfolgung des „Staatswohls“ vollkommen zuverlässig. Um auch der letzten Eventualität vorzubeugen, eliminierte man in Bosnien-Herzegowina zu Kriegsbeginn per Ausnahmeverordnung die zwei der Zivilbevölkerung entnommenen Beisitzer aus den Richterkollegien.<sup>10</sup>



Eine Straße in Sarajevo nach dem Pogrom am 29. Juni 1914

### Das Urteil

Am 28. Oktober 1914 endete vor dem Kreisgericht in Sarajevo der Prozess gegen Gavrilo Princip und seine Komplizen mit der Urteilsverkündung. Von den fünfundzwanzig Angeklagten wurden neun freigesprochen. Bei ihnen handelte es sich um Personen, die laut übereinstimmender Aussage Princip und Grabež von ihnen mit Gewalt zur Hilfeleistung gezwungen worden waren, eine Version, der die Richter Glauben schenkten. Fünf Angeklagte wurden zum Tod durch den Strang verurteilt: Danilo Ilić, Veljko Čubrilović, Nedjo Kerović, Miško Jovanović und Jakov Milović. Die übrigen elf erhielten schwere Kerkerstrafen: Mitar Kerović lebenslänglich, Vaso Čubrilović sechzehn Jahre, Cvetko Popović dreizehn, Lazar Djukić und Ivo Kranjčević je zehn, Cvijan Stjepanović sieben, Branko Zagorać und Marko Perin je drei Jahre.

Die drei Hauptangeklagten Gavrilo Princip, Nedeljko Čabrinović und Trifko Grabež traf jeweils die gleiche Strafe: zwanzig Jahre schweren Kerkers, verschärft mit einem Fasttag in jedem Monat und mit hartem Lager in einer Dunkelzelle an jedem 28. Juni.<sup>11</sup> Sie entgingen dem Todesurteil, weil sie zum Zeitpunkt des Attentats das 20. Lebensjahr noch nicht erreicht hatten: Princip war am 28. Juni 1914 19 Jahre und 11 Monate alt, Čabrinović 19 Jahre und 5 Monate, Grabež 18 Jahre und 10 Monate.

Auch unter den anderen Verurteilten befanden sich viele junge Männer: Ivo Kranjčević war neunzehn Jahre alt, Cvetko Popović und Lazar Djukić achtzehn, Vaso Čubrilović und Branko Zagorać siebzehn, Marko Perin gar erst sechzehn. Wir führen das an, weil es für die Beurteilung ihres weiteren Schicksals in den Strafanstalten von Belang ist.

Zu den zu Kerkerstrafen Verurteilten kamen noch zwei zum Tode verurteilte Personen dazu, die über Gesuch des gemeinsamen Finanzministers Bilinski von Kaiser Franz Joseph begnadigt wurden: Nedjo Kerović (28) zu lebenslänglicher und Jakov Milović (43) zu zwanzigjähriger Haft. An dem Lehrer Danilo Ilić (24), dem Lehrer Veljko Čubrilović (28) und dem „Bioskopbesitzer“ (so viel wie: Inhaber eines Kinos) Miško Jovanović (36) wurde das Todesurteil am 3. Februar 1915 im Hofe des Kastells von Sarajevo vom Scharfrichter Alois Seyfried vollstreckt.<sup>12</sup>

Es blieben somit dreizehn Personen übrig, die dem Strafvollzug zugeführt wurden. Von ihnen waren vier Jahre später, als das Habsburgerreich aus der Geschichte verschwand, acht nicht mehr am Leben, trotz ihres jugendlichen Alters.

### Die österreichischen Militärstrafanstalten

Die beiden Gefängnisse der österreichischen Reichshälfte, in die im Ersten Weltkrieg die von Militärgerichten zu schweren Kerkerstrafen Verurteilten eingeliefert wurden, waren Theresienstadt und Möllersdorf. Theresienstadt ist weit bekannter, weil es bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges ein Ort des Schreckens blieb und sein Ursprungszustand im Unterschied zu Möllersdorf vollständig erhalten ist.

Theresienstadt wurde unter Kaiser Joseph II. in den Jahren 1780 bis 1784 als Festung erbaut. Sechzig Kilometer nördlich von Prag an der Mündung der Eger in die Elbe gelegen, sollte sie nach den schlimmen Erfahrungen der preußisch-österreichischen Kriege der Abwehr künftiger Einfälle des Feindes aus dem Norden dienen. Weil Theresienstadt diese Funktion nie zu erfüllen brauchte – auch nicht im Krieg von 1866 – und nie belagert wurde, gab man einen Teil der Anlage im Jahr 1882 als Festung auf, beließ dort aber eine Garnison.<sup>13</sup> Bei diesem Teil handelte es sich um die so genannte „Große Festung“, eine eigene, streng symmetrisch angelegte Stadt mit schnurgeraden, rechtwinkelig sich schneidenden Straßen, die Wälle und Gräben in Form eines vielzackigen

Sterns umgürteten. Nach 1882 lebten hier 3.500 Einwohner, Kaufleute, Gewerbetreibende und Handwerker, die mit der Belieferung der ebenfalls 3.500 Mann starken Garnison, auf elf Kasernen über die Stadt verteilt, ihr Geld verdienten. Diese „Große Festung“ war es, die unter dem NS-Regime in das Judenghetto Theresienstadt umgewandelt wurde.<sup>14</sup>

Nordöstlich davon liegt in etwa 600 Meter Entfernung ein Vorwerk, die „Kleine Festung“. Sie benützte man schon bald nach der Errichtung als militärisches Gefängnis. Die Zellen befanden sich in den weit verzweigten unterirdischen Kasematten, den Festungsmauern und in einem Teil der Gebäude.<sup>15</sup> Allein schon äußerlich machten die „feuchten, ekelregenden und von Ratten bevölkerten Kellergewölbe“ auf Fremde einen grauenhaften Eindruck.<sup>16</sup> Diesem beklemmenden Gefühl kann sich auch heute der Besucher der „Kleinen Festung“, die nach 1945 zu einer Gedenkstätte wurde, kaum entziehen.

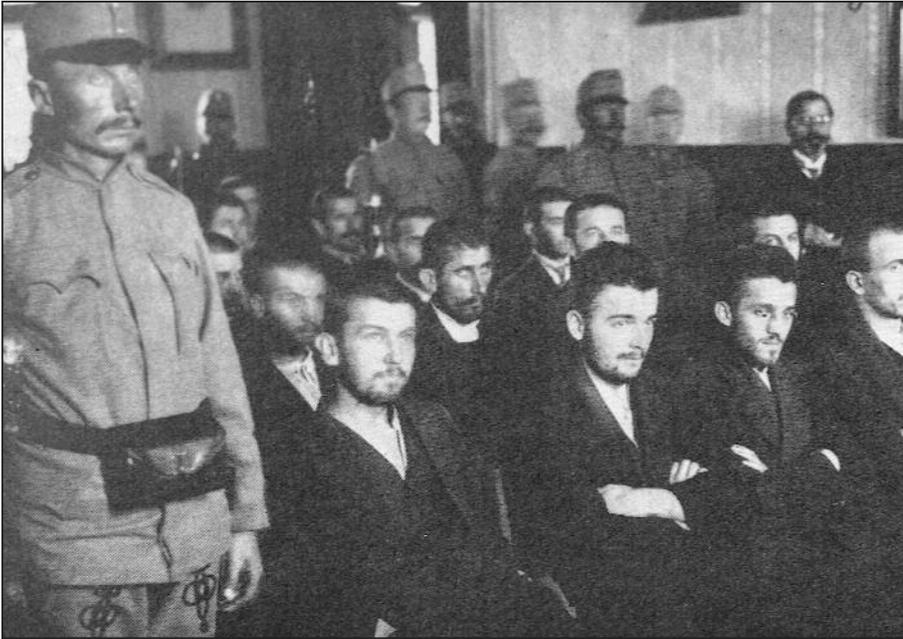
Nach dem Ende Österreich-Ungarns verwendete die Tschechoslowakische Republik – was eher verwundert, weil sie ansonsten mit der Habsburgervergangenheit zu brechen strebte – Theresienstadt weiterhin als Militärstrafanstalt. Im Jahr 1940 übernahm die Prager Gestapo die „Kleine Festung“ und machte aus ihr eines der furchtbarsten Gefängnisse des Dritten Reiches.<sup>17</sup>

Die zweite Strafanstalt für Militärpersonen befand sich in dem kleinen Ort Möllersdorf bei Baden in Niederösterreich. Graf Thomas Zachäus Czernin ließ hier um 1700 ein Jagdschloss errichten, das man 1872 mit den Nebengebäuden in ein Militärgefängnis umwandelte.<sup>18</sup> Dem damaligen äußeren Bild nach weit unmartialischer als Theresienstadt, ja mit ihm verglichen geradezu idyllisch erscheinend, kompensierte es sein Ambiente durch ein inneres Regime, das als das härteste aller österreichischen Strafanstalten galt. Was hier im Ersten Weltkrieg vor sich ging, hat der Autor an anderer Stelle bereits beschrieben.<sup>19</sup>

Von Möllersdorf ist mit Ausnahme des „Schlössls“ (renoviert und umgebaut in einen Kindergarten) und der Kapelle (eingerrichtet als Treffpunkt für den Pensionistenverein) nichts mehr vorhanden. Die Baulichkeiten wurden seit den 1980er Jahren abgerissen und an ihrer Stelle Wohnhäuser errichtet.

### Die Verschleppung

Am 2. Dezember 1914 transportierte man die drei verurteilten Hauptangeklag-



Die Angeklagten vor dem Kreisgericht Sarajevo, Oktober 1914.  
Erste Reihe von links: Grabež, Čabrinović, Princip und Ilić.

ten Princip, Čabrinović und Grabež aus Sarajevo ab und brachte sie mit der Bahn über Wien nach Theresienstadt, wo sie am Abend des 5. Dezember eintrafen. So leidlich korrekt der Prozess gegen sie abgelaufen war, so eklatant rechtswidrig war diese Vorgangsweise. Denn in Militärgefängnissen durften nur militärgerichtlich Verurteilte eingeliefert werden – was bei den Sarajevo-Attentätern nicht zutraf. Die anderen zehn Delinquenten brachte man nämlich zunächst dorthin, wo sie hingehörten, in ein ziviles Gefängnis, die bosnische Zentralstrafanstalt Zenica.

Welche Beweggründe mochten hinter der Wahl Theresienstadts als Verbüßungsort stecken? Sie sind unschwer zu eruieren, wenn man in Betracht zieht, was die militärischen Führungsspitzen (Kriegsminister Krobotin, Generalstabschef Conrad und Feldzeugmeister Potiorek) vom Prozess gegen die Attentäter eingefordert und nicht erreicht hatten. Sie mussten a) den Plan aufgeben, das Verfahren einem Militärtribunal, dem Festungsgericht von Sarajevo, zu übertragen, und scheiterten b) bei dem Versuch des Nachweises, dass Princip's Geburtsdatum nicht der 13. Juli, sondern der 13. Juni 1894 sei, er also am 28. Juni 1914 das 20. Lebensjahr bereits überschritten habe.<sup>20</sup>

Damit wurde auch aus dem erwünschten Todesurteil gegen ihn nichts. Im Gegenzug dürften die Militärs von Bilinski das Zugeständnis erzwungen haben, dass sie wenigstens von jetzt ab über Princip, Čabrinović und Grabež nach ihrem Gutdünken bestimmen könnten. Und gewiss

brachten sie dabei das Argument ins Spiel, dass es im höchsten Staatsinteresse liege, die drei an einem absolut sicheren Ort mit einem hundertprozentig verlässlichen Wachpersonal, eben Militärs, zu verwahren.

Diese Voraussetzung hätte auch Möllersdorf erfüllt. Warum also Theresienstadt? Vermutlich deshalb, weil die Objektgegebenheiten dafür sprachen. Theresienstadt war eine Festung mit Zellen in Kasematten und innerhalb meterdicker Mauern, ohne ausreichenden Licht- und Luftzutritt und entsprechend kalt und feucht. Auch bei normalen Essenszuteilungen, ja selbst guter Verpflegung, musste das auf die Häftlinge gesundheitsschädigend wirken. Wir äußern daher keinen bloßen Verdacht, sondern sind uns sicher, wenn wir behaupten, dass die Führungsspitze des k.u.k. Militärs mit der Entscheidung für Theresienstadt bewusst darauf abzielte, die wegen ihres jugendlichen Alters dem Galgen entgangenen Sarajevo-Attentäter gleichsam lebendig zu begraben und sie Bedingungen zu unterwerfen, die den baldigen Tod wahrscheinlich machten. Diese Intention verwirklichte sich mit einer Konsequenz und Erfolgsrate, die erschreckend ist.

### Princip in Theresienstadt

Als Princip, Čabrinović und Grabež in Theresienstadt ankamen, wurden sie voneinander getrennt und in Einzelzellen eingeschlossen. An diesem Tag sahen sie einander zum letzten Mal in ihrem Leben. Der Gefängniscommandant entsprach damit den Instruktionen des ge-

meinsamen Finanzministeriums und des Kriegsministeriums über die Behandlung der Attentäter, in denen es hieß: „Die genannten Sträflinge sind abgesondert voneinander und den übrigen Kerkersträflingen unterzubringen und hinsichtlich ihrer Aufführung und ihres Verkehres mit der Außenwelt auf das strengste zu überwachen.“<sup>21</sup> Zum Zweck ihrer „sichersten Verwahrung“ sollten entsprechende Vorkehrungen getroffen werden, darunter die „Vermehrung des Wachquantums“.<sup>22</sup> Es kamen aber auch noch andere Mittel zur Anwendung.

Von Princip liegen aus den ersten vierzehn Monaten seiner Haft keinerlei Berichte vor. Erst am 19. Februar 1916 begann sich der über ihn gebreitete Schleier zu lüften. An diesem Tag besuchte ihn der Psychiater, Dozent und spätere Professor an der Universität Wien, Dr. Martin Pappenheim, in seiner Zelle und führte mit ihm ein Gespräch. Pappenheim hatte den Auftrag, in Theresienstadt Fälle von Nervenschocks durch Granatexplosionen und andere Formen von Kriegsneurosen zu untersuchen. Warum man ihm die Begegnung mit Princip gestattete, ist nicht ganz klar. Anscheinend wollte aber das Kriegsministerium auf diesem Weg die Öffentlichkeit darauf vorbereiten, in welchem Zustand sich der prominenteste Häftling des Habsburgerstaates bereits befand. Nicht zufälligerweise zitierte eine Woche nach dem Treffen, am 27. Februar 1916, das Sarajevoer Blatt *Hrvatski Dnevnik* einen offiziellen Bericht, in dem davon die Rede war, dass Princip „sehr krank“ sei: „Seine Brust ist eingesunken, seine Augen sitzen tief in ihren Höhlen, er sieht dahin [...] Es geht mit ihm zu Ende.“<sup>23</sup>

Mit Princip, der gebrochen deutsch sprach, hatte Pappenheim noch drei weitere Unterredungen, am 12. und 18. Mai und am 5. Juni 1916, als Princip schon im Garnisonsspital Nr. 13 in der „Großen Festung“ lag. Seine stenographischen Notizen darüber veröffentlichte Pappenheim im Jahr 1926; sie sind die wichtigste Quelle über Princip's Haftbedingungen, seinen Gesundheitszustand und die seelische Verfassung, in der er sich befand.<sup>24</sup> Zusammen mit anderen Berichten von Häftlingen, die Theresienstadt überlebten, darunter dem von Ivo Kranjčević, ergibt sich folgendes Bild:

Princip wurde nicht misshandelt, wenn man darunter körperliche Misshandlungen wie Ohrfeigen, Prügel und dergleichen versteht. Offenbar das meinte er, als er Pappenheim gegenüber die Bemerkung fallen ließ: „Werde nicht schlecht

behandelt. Alle sind mit ihm korrekt.“<sup>25</sup> In Wahrheit genügte aber die „korrekte“ Anwendung der Theresienstädter Hausordnung, die strikte Befolgung der Instruktionen des Kriegsministeriums und das Einhalten der an sich schon unmenschlichen und brutalen Vorschriften vollkommen, um selbst dem robustesten Häftling physisch und psychisch schweren Schaden zuzufügen.

In den österreichischen Militärstrafanstalten war die Fesselung der zu hohen Kerkerstrafen verurteilten Gefangenen mit zehn Kilo schweren Ketten obligat. Obwohl das Kriegsministerium die Fesselung für die Dauer des Krieges wegen Mangels an normaler Ernährung aufheben ließ, wandte man sie bei Princip und seinen Komplizen trotzdem an. In der ersten Unterredung mit Pappenheim am 19. Februar 1916 erzählte Princip, dass er die ganze Zeit hindurch in Einzelhaft gewesen sei und man ihm die Ketten erst drei Tage zuvor abgenommen habe. Er setzte fort: „In der Einzelhaft sehr schlecht, ohne Bücher, gar nichts zu lesen, mit niemand Verkehr. Sei gewohnt, immer zu lesen, leide am meisten darunter, dass er nicht lesen könne.“<sup>26</sup> Die seelisch niederdrückende Einsamkeit, in der man ihn hielt, war gegenüber den Insassen Theresienstadts den Vorschriften gemäß. Keiner der Gefangenen bekam ihn je zu Gesicht, und der ihm täglich gewährte Spaziergang von einer halben Stunde im Hof erfolgte wie bei Čabrinović und Grabež erst, nachdem ihn die beiden und die anderen Sträflinge beendet hatten. Ein offener Verstoß gegen die Strafvollzugsordnung war jedoch das über Princip und seine Mitverschwörer verhängte Verbot, Besuche zu empfangen, nicht einmal die der nächsten Verwandten. Denn die Verordnung für die Militärstrafanstalten, bekräftigt im August 1914, bestimmte ganz klar, dass jeder Häftling das Recht auf Besuche habe: im ersten Drittel der Strafe alle acht Wochen einmal, im zweiten Drittel alle sechs und im dritten Drittel alle vier Wochen.<sup>27</sup>

Zur Einzelhaft und Fesselung kam eine ganz unzureichende Kost hinzu, die laufend schlechter wurde. Frische Wäsche bekam der Gefangene nur einmal im Monat, und die Zuteilung an Seife wurde bald gänzlich gestrichen. Im Winter herrschte in den ungeheizten Zellen eine so große Kälte, dass das Wasser in den Krügen jede Nacht gefror.<sup>28</sup>

All das hatte Princip hinter sich, als er Pappenheim zum ersten Mal begegnete. Er sagte ihm, dass er im Jänner 1916 versucht habe, Selbstmord zu begehen, und



Der Eingang zur „Kleinen Festung“ Theresienstadt

setzte fort: „Wollte sich aufhängen mit dem Handtuch. Es wäre eine Dummheit, eine Hoffnung zu haben. Habe eine Wunde auf der Brust und am Arm (Fungus). Ein Leben, wie meines, das ist unmöglich. Damals gegen 12 Uhr, konnte nicht essen, war schlecht gestimmt, auf einmal die Idee sich aufzuhängen. Wenn Gelegenheit hätte, würde er es tun. Denke an die Eltern und alles, erfahre nichts von ihnen, gibt zu, Sehnsucht.“<sup>29</sup>

Zu dem Zeitpunkt, ein halbes Jahr nach seinem 21. Geburtstag, war Princip also schon ein schwerkranker Mensch. Der von ihm erwähnte „Fungus“ am Arm, in der medizinischen Terminologie eine entzündliche, bösartige, schwammig-weiche, blutreiche Geschwulst, war die typische Erscheinung jener Krankheit, an der er laut offiziellem Totenschein starb, der Knochentuberkulose. Sie verläuft chronisch, d.h. langsam und schleichend, und „es kann sehr lange dauern, bis entsprechende Veränderungen im Röntgenbild nachweisbar werden.“<sup>30</sup> Auch ihre klinischen Symptome „entwickeln sich nur sehr langsam“: Schmerzen, Fiebersteigerung, Appetitlosigkeit, Abmagerung, Neigung zum Schwitzen, leichte Ermüdbarkeit, dann Verdickung von Knochen und Weichteilen, bläuliche Verfärbung der Haut, schließlich Fistelbildung mit „schlaffen, glasigen Granulationen“, aus denen sich ein dünnflüssiger Eiter entleert.<sup>31</sup>

Nun ist „chronisch“ bei Krankheiten ein relativer Begriff. Es ist durchaus möglich und sogar wahrscheinlich, dass die „nur sehr langsame“ Entwicklung der Symptome vom Dezember 1914 bis zum Februar 1916 mit der für Knochentuber-

kulose normalen Schnelligkeit ablief und Princip schon seit seinem Kindesalter den Keim der Krankheit in sich trug. Mit einem Wort: dass er auch ohne die Haft in Theresienstadt dazu verdammt war, mit 23 Jahren an Knochentuberkulose zu sterben. Dem widerspricht auch seine Behauptung vom 19. Februar 1916 gegenüber Pappenheim nicht, dass er bis zum Zeitpunkt des Attentats „immer gesund“ gewesen sei.<sup>32</sup> Eigenartiger ist schon die Tatsache, dass mindestens weitere vier seiner ebenso jugendlichen Mitverschwörer in der Haft an derselben Grundkrankheit, der Tuberkulose, starben. Aber auch das kann auf natürlichen Ursachen beruhen, weil Tbc damals eines der häufigsten Leiden von Menschen aller Altersstufen war.

Etwas anderes steht jedoch fest: Der Militärarzt, der Princip in Theresienstadt zweifellos schon lange und mehrmals vor dem Februar 1916 wegen der aufgetretenen Beschwerden untersucht und die schwere Erkrankung diagnostiziert haben musste, verabsäumte es, geeignete Gegenmaßnahmen zu ergreifen. Er handelte damit zweifellos auf höhere Weisung, nämlich nichts zu unternehmen und dem moribunden Delinquenten keine Erleichterungen der mörderischen Haftbedingungen zu gewähren. Ebenso verfuhr man mit den anderen tuberkulösen Sarajevo-Attentätern. Auch sie wurden erst ins Gefängnis hospital gebracht, als jegliche Chance auf eine Therapie dahin war.

Als Pappenheim Princip am 12. Mai 1916 im Garnisonsspital Nr. 13 in der „Großen Festung“ wieder sah, erzählte ihm Princip, dass er seit 7. April hier liege: „Immer nervös. Habe Hunger, be-



**Gavrilo Princip, bereits von der Haft gezeichnet**

komme nicht genug zu essen. Einsamkeit. Komme hier nicht an die Luft und Sonne.“<sup>33</sup> Von der dritten Begegnung notierte Pappenheim: „Wunde schlechter. Eitert sehr stark. Sieht miserabel aus.“<sup>34</sup> Das letzte Zusammentreffen am 5. Juni 1916 fand nur noch den sehr kurzen schriftlichen Niederschlag: „Arm soll, wenn Erlaubnis da ist, amputiert werden. Seine gewöhnliche resignierte Stimmung.“<sup>35</sup>

Laut dem Bericht eines anderen Arztes, der Princip im Spital behandelte, Dr. Marsch, war seine Brust mit mehreren „handtellergroßen tuberkulösen, stark eiternden Wunden bedeckt“ und das linke Ellenbogengelenk von der Krankheit so zerstört, „dass Ober- und Unterarm mit einem Silberdraht zusammengehalten werden mussten.“<sup>36</sup>

Am 6. November 1917 wurde Princip linker Arm amputiert.<sup>37</sup> Ab Sommer 1916 verbrachte er die letzten zwei Jahre seines Lebens die meiste Zeit im Spital und zwischendurch, bei vorübergehender Besserung seines Befindens, in einer Zelle, die heller, wärmer und trockener als die ursprüngliche war. Er verdankte das dem neuen Gefängniscommandanten, einem Hauptmann deutscher Nationalität, der sich – wie Ivo Kranjčević hervorhob – „wie ein Mensch benommen hat, der es nicht für seine Pflicht hielt, die vom Gerichtshof vorgeschriebenen Maßnahmen

für uns noch schlimmer zu machen.“<sup>38</sup>

Gavrilo Princip starb am 28. April 1918 im Zimmer 33 der geschlossenen Abteilung des Spitals Nr. 13 in Theresienstadt. Von allen in der Haft ums Leben gekommenen Sarajevo-Attentätern hatte er den längsten Leidensweg durchzustehen gehabt. In der Nacht zum 29. April beerdigt, fand man sein Grab nach dem Kriegsende nur deshalb, weil einer der Soldaten entgegen dem Befehl, die Stelle niemandem zu verraten, heimlich eine Lageskizze angefertigt hatte. Bei der Exhumierung am 9. Juni 1920 bewies das Auffinden einer Leiche mit nur einem Arm die Richtigkeit der Grabstätte. Princip's sterbliche Überreste

und die der anderen Verschwörer, die in Theresienstadt und Möllersdorf ihr Leben gelassen hatten, wurden nach Sarajevo gebracht und in einem gemeinsamen Grab beigesetzt.<sup>39</sup>

### Das Sterben der anderen

Nedeljko Čabrinović und Trifko Grabež, die seit Dezember 1914 mit Princip in Theresienstadt einsaßen, zeigten sich unter den Bedingungen der völligen Isoliertheit in der Einzelhaft, der Fesselung, des Hungers und der Kälte noch weniger widerstandsfähig. Čabrinović, schon tuberkulös dem Strafvollzug zugeführt, war Ende 1915 bereits so siech, dass er in das Spital Nr. 13 eingeliefert werden musste. Die Ärzte bewerteten seinen Zustand als hoffnungslos und ordneten an, ihn ins Gefängnis zurückzubringen, damit er dort sterbe.

Am Tag seiner Rückverlegung begegnete ihm kein Geringerer als Franz Werfel. Vermutlich nicht zufällig, sondern mit Einverständnis, vielleicht sogar im Auftrag des Kriegsministeriums, das Dichter und Schriftsteller wie Hugo von Hofmannsthal, Stefan Zweig, Karl Ginzkey, Hans Müller, Alfred Polgar, später auch Rainer Maria Rilke, Robert Musil, Franz Blei, Egon Erwin Kisch und Werfel selbst im Kriegspressequartier für Staatspropagandazwecke einsetzte.

Aus dem erwarteten „authentischen“ Bericht Werfels, welche Absicht auch

immer dahinter stecken mochte, wurde nichts; warum, ist für uns hier nebensächlich. Werfel hielt aber die Episode in seinem Kriegstagebuch fest und schilderte sie im Jahr 1923 in einem Zeitungsartikel.<sup>40</sup> Er ist nicht nur wegen seiner literarischen Qualitäten lesenswert, sondern vermittelt darüber hinaus ein scharf gezeichnetes Bild von der Art, wie das Wachpersonal die Sarajevo-Attentäter behandelte: streng, kleinlich den bürokratischen Regelungen nachkommend, mit betont kalter Verachtung und zynischen, verletzenden Bemerkungen, ostentativ eingeleitet mit der herabwürdigenden „Du“-Anrede. Als man in das Krankenzimmer die fahrbare Transportbahre hinein schob, um Čabrinović in die Zelle zurückzubringen, fielen Äußerungen wie: „Niemand helfe ihm!“, „Er ziagt si o, darr Hund!“, „Du hast dich hier über das Essen beklagt, jetzt kannst du wieder zu deinen Fleischtopfen zurückkehren“, „Nicht im Krankenhaus, in den Theresienstädter Kasematten muss er sterben“ und „Letzte Ausfahrt!“<sup>41</sup>

Das Aussehen Čabrinovićs beschreibt Werfel als „weiße, unsäglich schwindende Gestalt“, als „Geistererscheinung“ mit „zitternden Beinen“ und einem „Schmerzengesicht“, als „Ruine“ eines „zermarterten Körpers“. Eingestreut ist die Beobachtung eines ungemein bezeichnenden Details: „Cabrinowitsch macht einige Schritte. Er hatte keine Fesseln an den Füßen, dennoch ging er mit den knappen Schritten eines Gefesselten.“<sup>42</sup>

Nur wenige Wochen später, am 23. Jänner 1916, wurde Čabrinović, 21 Jahre alt, in seiner Zelle leblos aufgefunden. Der Militärarzt trug in den Totenschein als Ursache „Lungentuberkulose“ ein.<sup>43</sup> Es folgte ein makaberes Nachspiel. Die Kriminalabteilung der Sarajevoer Polizei ersuchte in einem Telegramm vom 13. Februar 1916 das Militärkommando in Leitmeritz (dem die Militärstrafanstalt Theresienstadt unterstand), den Schädel Čabrinovićs abzutrennen, zu präparieren und nach Sarajevo zu schicken, „damit er dort im Museum aufgestellt werde.“<sup>44</sup> Der sonderbare Wunsch löste mehrere „Nichtzuständigkeits“-Erklärungen nebst umständlichen Aktenläufen aus, bis am 13. April 1916 das gemeinsame Finanzministerium die Entscheidung traf, dass das Ansuchen abzulehnen sei.

Am 21. Oktober 1916 war der dritte Hauptangeklagte, Trifko Grabež, an der Reihe. Am Tag zuvor war es Ivo Kranjčević gelungen, ihn in der Zelle aufzusuchen. Er berichtet: „Grabež lag

schwach und müde da [...] Er sagte mir, sein Magen sei schwächer geworden und er könne nicht alles essen. Er konnte nicht stehen oder sitzen [...] Ich sagte ihm ‚auf Wiedersehen‘ und drückte den Wunsch aus, uns bald wiederzusehen, wenn wir gute Wächter hätten, die es uns erlaubten [...] Doch am nächsten Morgen wurde Grabež in seiner Zelle tot aufgefunden. *Er starb an allgemeiner Erschöpfung, verursacht durch andauerndes Hungern.*<sup>45</sup>

Für den im Alter von 21 Jahren verstorbenen Grabež wurde als Todesursache jedoch ebenfalls „Tuberkulose“ angegeben,<sup>46</sup> was ein wenig verdächtig ist und den Schluss nahe legt, dass die militärischen Kerkermeister auf diese Weise die Schuld am Ableben der Sarajevo-Attentäter von sich abzuwälzen suchten, à la: alle wurden bereits lungenkrank und vom Tode gezeichnet bei uns eingeliefert und die Haftbedingungen haben das Sterben nicht verursacht.

Das sollte im Auge behalten werden, wenn wir uns nun dem Schicksal der restlichen zehn Personen zuwenden, die vorerst in der bosnischen Zentralstrafanstalt Zenica einsaßen. Acht von ihnen blieben dort nur kurze Zeit, denn am 8. Februar 1915 wandte sich die Landesregierung in Sarajevo an das gemeinsame Finanzministerium in Wien mit dem Ersuchen, sie nach Theresienstadt zu verlegen. Als Gründe wurden die Überfüllung des Gefängnisses, das zu geringe Wachpersonal und, weil sich unter den Aufsehern „eine sehr bedeutende Anzahl von Konnationalen der Verurteilten“ befinde, dessen mangelnde Verlässlichkeit angegeben.<sup>47</sup> Das Finanzministerium befürwortete den Antrag, empfahl aber dem Kriegsministerium, die aufzunehmenden Delinquenten zur Vorsicht auf zwei Strafanstalten, Theresienstadt und Möllersdorf, aufzuteilen.

Im März 1915 war es so weit: Lazar Djukić, Ivo Kranjčević und Cvijan Stjepanović wurden nach Theresienstadt, Mitar Kerović, Nedjo Kerović, Jakov Milović, Vaso Čubrilović und Cvetko Popović nach Möllersdorf überstellt. Branko Zagorać und Marko Perin, „weniger hervorstechend“ und kaum Anreiz bietend, „dass irgendein Versuch zu ihrer Befreiung aus der Strafanstalt unternommen werde“, verblieben hingegen vorerst in Zenica.<sup>48</sup> Irgendwann später transportierte man jedoch auch Zagorać ab, und zwar in die zivile Strafanstalt nach Pilsen. Er verbrachte dort „schwere Zeiten“: „Zwei Jahre lang wurde ihm nicht einmal erlaubt, im Hof spazierenzugehen.“<sup>49</sup>

Von den genannten Personen starben

a) in Zenica:

der 19-jährige Marko Perin (Todestag und Todesursache unbekannt);

b) in Möllersdorf:

der 30-jährige Nedjo Kerović am 26. März 1916 an „Tuberkulose“;

der 62-jährige Mitar Kerović (Vater des Nedjo) am 1. Oktober 1916 an „Tuberkulose“;

der 45-jährige Jakov Milović (Todestag und Todesursache unbekannt);

c) in einer Irrenanstalt in Prag:

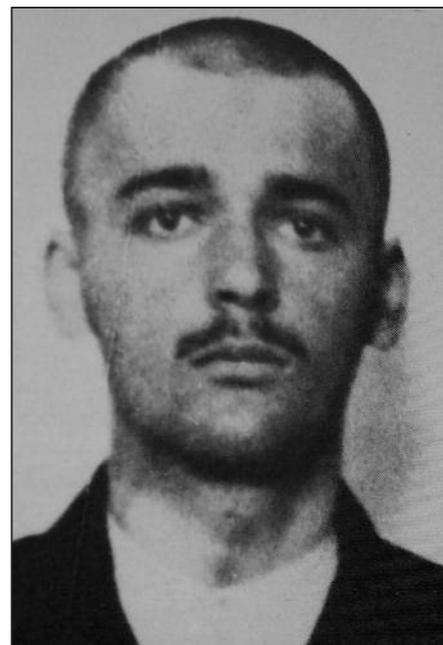
der 21-jährige Lazar Djukić am 19. März 1917 (Todesursache unbekannt).<sup>50</sup>

Djukić, der in Theresienstadt einsaß, verfiel dort wie alle anderen körperlich schnell. Kranjčević beschrieb die letzte Begegnung mit seinem Freund: „Er war blass, bestand nur noch aus Haut und Knochen. Sein rechtes Auge war eine große, offene Wunde. Es war schmerzhaft, ihn anzusehen.“<sup>51</sup> Isolierung, Hunger, Kälte und Fesselung gaben seinem labilen Geisteszustand den Rest und machten ihn wahnsinnig.

### Die Schlussgroteske: zu kumpelhafte Wachsoldaten

Wie auf anderen Gebieten der Innenpolitik trat auch im militärischen Strafvollzug im Frühjahr 1917 die Wende ein. Auf einmal fühlte man sich bemüßigt, von der harten Linie abzugehen und den Häftlingen Erleichterungen zu gewähren. Neben anderen Gründen gab das Bekanntwerden der skandalösen Zustände in Theresienstadt und Möllersdorf in der Öffentlichkeit den Anstoß dazu. Es war die sozialdemokratische *Arbeiter-Zeitung*, die sie ab Mai 1917 mit wachsender Schärfe anprangerte, das Kriegsministerium damit in eine Rechtfertigungsdefensive trieb und es nötigte, abmildernde Maßnahmen zu setzen.

In deren Genuss kamen auch die Sarajevo-Attentäter, von denen im Sommer 1917 sechs Personen noch am Leben waren: Princip, Kranjčević und Stjepanović in Theresienstadt, Čubrilović und Popović in Möllersdorf sowie Zagorać in Pilsen. Die über sie verhängte Einzelhaft wurde aufgehoben, ihnen mehr Bewegung im Freien, eine Beschäftigung und der Besuch Angehöriger gestattet. (Princip blieb davon ausgenommen.) Der Theresienstädter Kommandant begründete das bei Stjepanović mit dessen „wirklich sehr braver Aufführung während seiner bisherigen Strafhaft“, dass er „weder eine Bitte noch eine Beschwerde während der ganzen Zeit“ vorgebracht habe, die „weitere Belassung in



**Nedeljko Čabrinović**

Einzelhaft seine Gesundheit schwer schädigen könnte“ (!) und keine Fluchtgefahr bestehe.<sup>52</sup> Auf welche Entdeckungen man plötzlich kommen kann, wenn Zeiten wechseln.

Dabei hatte es aber nicht das Bewenden. Am 29. August 1917 richtete das Kriegsministerium an das gemeinsame Finanzministerium ein Schreiben mit dem Vorschlag, die einsitzenden Sarajevo-Attentäter, darunter auch Princip, wieder in die Zivilstrafanstalt Zenica zurückzuverlegen. Die Motive: Durch „die Konsolidierung der Verhältnisse in Bosnien und der Hercegowina“ bestehe die Notwendigkeit ihrer Verwahrung in Militärstrafanstalten nicht mehr, diese Gefängnisse würden „ohnehin eine starke Überfüllung aufweisen“, und der „Vollzug der gegenständlichen Strafen in diesen Anstalten“ hätte „auch bereits eine unliebsame Kritik in der Tagespresse erfahren.“<sup>53</sup> Wir enthüllen kein großes Geheimnis, wenn wir behaupten, dass der letztgenannte Grund der Ausschlaggebende war.

Das Finanzministerium erklärte sich einverstanden, und am 13. September 1917 erging der Befehl, Princip, Kranjčević, Stjepanović, Čubrilović und Popović nach Zenica zu „instradieren“. Zagorać, im Oktober 1914 zu drei Jahren schweren Kerkers verurteilt, dürfte zu dem Zeitpunkt bereits aus Pilsen entlassen und auf freien Fuß gesetzt worden sein. Da Princip transportunfähig war, blieben vier Personen übrig, deren Eintreffen die Strafanstalt Zenica am 3. Oktober 1917 meldete.

Die fünf Tage dauernde Fahrt vom Sammelpunkt Möllersdorf nach Zenica



Die Militärstrafanstalt Möllersdorf

mit stundenlangen Halts auf offener Strecke scheint dazu beigetragen zu haben, dass Bewacher und Bewachte einander menschlich näher kamen. Zwei Angehörigen der zwölköpfigen Militäreskorte wurde das zum Verhängnis. Ende Oktober 1917 erstattete der Landeschef von Bosnien an das Militärstationskommando Möllersdorf eine Anzeige, in der es hieß: „Aus den saisierten<sup>54</sup> Briefen der Sträflinge Cvetko Popović und Vaso Čubrilović ist zu ersehen, dass die Militäreskorte entweder ungenügend instruiert war oder ihre Pflicht gröblich verletzte. Cvetko Popović schrieb nämlich seinem Bruder, dass er wunderbar reiste, dass diese Eskorte für sie mehr als gut war und nicht besser hätte sein können, wenn er sich selbst die Eskorte gewählt hätte. Diese Reise werde ihm eine *sehr angenehme Erinnerung für das ganze Leben sein*.“<sup>55</sup> Ähnliche Äußerungen machte auch Čubrilović in einem Brief an seine Schwester.

Die Folge: Erhebung der Anklage gegen den Feldwebel Franz Weichenhein, den Kommandanten der Wachmannschaft, und gegen den Gefreiten Rudolf Bednar, Mitglied der Eskorte, wegen „Pflichtverletzung im Wachdienst“.<sup>56</sup>

Am 3. Mai 1918 fand vor dem Heeresbrigadegericht Wien unter der Leitung des Oberleutnant-Auditors Dr. Jelinek die Verhandlung statt. Der die Anklage vertretende Gerichtsoffizier, Oberleutnant-Auditor Dr. Glaß, warf Weichenhein und Bednar vor, den Sträflingen „unzulässige Annehmlichkeiten“ gewährt und sich – *horribile dictu* – mit ihnen fotografieren lassen zu haben. Weichenhein gab an, er habe früher Kanzleidienst geleistet und sei erst am

26. September 1917 zu einer Wachkompanie eingeteilt worden. Bereits am nächsten Tag habe er in Wien den Auftrag erhalten, die vier Sträflinge von Möllersdorf nach Zenica zu eskortieren. Nähere Instruktionen, wie er seinen Auftrag auszuführen habe, seien ihm vom Oberstabsprofosen nicht erteilt worden. Man habe ihm lediglich gesagt, dass es sich um gefährliche Verbrecher handle.

Dann ein Dialog, den wir wörtlich zitieren, weil man sich so etwas nicht entgehen lassen darf:

„Vors.: Haben Sie sich nicht im Dienstreglement über die Pflichten des Wachdienstes näher instruiert? – Angekl.: Wo ist heute im Kriege das Dienstreglement? – Vors.: Wurde Ihnen nicht in Möllersdorf gesagt, was bei der Eskorte gestattet oder verboten ist? – Angekl.: Der Oberstabsprofos hat uns im Allgemeinen Belehrungen erteilt und keine besonderen Vorschriften gemacht. – Vors.: Waren die Sträflinge während der Eskorte gefesselt? – Angekl.: Die Sträflinge hatten sehr viel Handgepäck und wurden gemäß dem Auftrag des Oberstabsprofosen ohne Fesseln eskortiert [...] – Vors.: Wie ist es gekommen, dass Sie und die Eskorteleute sich zusammen mit den Sträflingen fotografieren ließen? – Angekl.: Ein Mann von der Eskorte, der Infanterist Kramer, hatte einen photographischen Apparat bei sich und *aus Langeweile ließen wir uns zusammen mit den Sträflingen fotografieren*. Ich habe darin nichts Ungehöriges erblickt. Ich wollte ein Andenken an diese Eskorte haben und habe auch acht Tage später vom Kramer ein Bild erhalten. – Vors.: In welcher Stellung ließen Sie sich mit den Sträflingen fotografieren? – Angekl.: Die

Sträflinge standen in der Mitte, um sie herum waren die zwölf Mannschaften der Eskorte mit *aufgepflanztem Gewehr* gruppiert. – Vors.: Was haben die Sträflinge während der Eskorte gegessen? – Angekl.: Dasselbe wie die Mannschaft. Es wurde für sie zuweilen auch Obst gekauft und sie durften auch rauchen. – Vors.: Haben die Sträflinge während der Eskorte auch alkoholische Getränke zu sich nehmen dürfen? – Angekl.: Weder die Sträflinge noch die Eskortemannschaft haben während der Reise alkoholische Getränke genossen [...] – Vors.: Haben Sie oder die andere Eskortemannschaft mit den Sträflingen fraternisiert oder sich sonst unterhalten? – Angekl.: Nein. – Militäranwalt: Wurden Gespräche über die Ermordung des Thronfolgers geführt? – Angekl.: Nein.“<sup>57</sup>

Weichenhein betonte zum Schluss, dass er „nur als ein Mensch“ gehandelt habe. Sein ganzes Sinnen und Trachten sei darauf gerichtet gewesen, die Sträflinge so zu behandeln, dass sie nicht entweichen. Bei der Ablieferung in Zenica sei ihm „ein Stein von Herzen gefallen“, weil er während des Transports vor Anspannung Tag und Nacht nicht schlafen habe können.

Auch Bednar gab an, seine Pflicht bei der Überwachung der Sarajevo-Attentäter lediglich gewissenhaft erfüllt zu haben; er habe während der ganzen Eskorte nur höchstens zwei bis drei Stunden schlafen können, und das immer sehr unruhig. Auf die Frage des Vorsitzenden, ob die Sträflinge „besonders gut gefüttert“ wurden, gab Bednar eine verneinende Antwort.

Es folgten die Zeugenaussagen von Popović und Čubrilović, die schriftlich vorlagen und verlesen wurden. Beide stimmten darin überein, dass das Verhalten der Eskortemannschaft „vollkommen korrekt“ und „human“ gewesen sei. Man habe sich selbst gepflegt und rauchen dürfen. Alkoholische Getränke seien nicht konsumiert worden. Auffällige Begünstigungen hätte es nicht gegeben, doch sei es als „besondere Wohltat“ empfunden worden, dass man nicht gefesselt war und miteinander reden durfte.

Im Plädoyer beharrte Dr. Glaß darauf, dass die Wachmannschaft ihre Pflicht gröblich verletzt habe. Die „Humanität“, auf die sich die Angeklagten beriefen, sei in diesem Fall „als schlecht angebracht und auch als falsch zu bezeichnen.“

Der Verteidiger Dr. Ludwig Gelber führte aus, dass die humane Behandlung der Sträflinge den Angeklagten nur zur Ehre gereiche: „Die Briefe, die die Sträf-



**Vaso Čubrilović 19-jährig in Möllersdorf**

linge geschrieben hatten, sollten im *Ausland, wo wir als Barbaren verschrien werden* (!), veröffentlicht werden und wir sollten stolz auf sie sein. Die Soldaten hätten für ihr humanes Vorgehen eine Auszeichnung und nicht eine Anklage verdient.<sup>58</sup>

Nach längerer Beratung beschloss das Gericht, die Verhandlung zu vertagen, um das ominöse Foto herbeizuschaffen und den Fotografen Kramer sowie den Oberstabsprofosen, der die Eskortemannschaft über ihre Pflichten belehrte, zu vernehmen. Ob das geschah und der Prozess fortgesetzt wurde, ist nicht zu eruieren. Die Wahrscheinlichkeit spricht aber dafür, dass man in der Chefetage der Generalmilitär-anwaltschaft am Hernalser Gürtel zur Einsicht kam, dass es vernünftiger sei, die Anklage fallen zu lassen.

Diese sehr merkwürdig anmutende Verhandlung war nichts weniger als die Widerspiegelung eines tiefgehenden, epochalen Zeit- und Stimmungsumschwungs. Im Oktober 1917, einen Monat vor dem Ausbruch jener Revolution, bei der die Arbeiter, Soldaten und Bauern Russlands ihre Herren zum Teufel jagten, war auch der Wachmannschaft der vier Sarajevo-Attentäter längst klar geworden, dass die eigentlich Schuldigen am Krieg, den Leiden und Entbehren der Volksmassen andere waren als die vier jungen Burschen vor ihnen und woanders saßen als auf den harten Holzbänken des Zugwaggon. Hier dämmerte bereits der November 1918 herauf mit seinem Versuch, Gleiches in Österreich zu tun, nicht zuletzt um der Hoffnung willen, durch die Entmachtung der Fürsten, Aristokraten, Finanzmagnaten, Industriekapitäne, Generäle e tutti quanti

in der Tat endlich „human“ und „nur als ein Mensch“ handeln zu können.

Zu diesem Thema der Geschichte des Ersten Weltkriegs wird die EU für Gedenkveranstaltungen keine Beiträge flüssig machen.

**Anmerkungen:**

1/ Vahadim Preljević/Clemens Ruthner, Wem gehört 1914?, in: *Die Presse, Spectrum*, 6.7.2013, S. IV.

2/ Ebd.

3/ Willibald Gutsche, Sarajevo 1914. Vom Attentat zum Weltkrieg, Berlin 1984, S. 40f.

4/ Ebd., S. 41.

5/ Friedrich Weissensteiner, Franz Ferdinand. Der verhinderte Herrscher. Zum 70. Jahrestag von Sarajevo, Wien 1983, S. 23.

6/ Gutsche, a.a.O., S. 42.

7/ Ebd., Hervorhebungen H.H.

8/ Friedrich Würthle, Die Spur führt nach Belgrad. Die Hintergründe des Dramas von Sarajevo 1914, Wien-München-Zürich 1975, S. 261. Hervorhebungen H.H.

9/ Bericht über die Verwaltung von Bosnien und der Hercegovina für die Jahre 1914 bis 1916. Herausgegeben vom k.u.k. Gemeinsamen Finanzministerium, Wien 1917, S. 5 und 25f.

10/ Ebd.

11/ Vladimir Dedijer, Die Zeitbombe. Sarajevo 1914, Wien-Frankfurt/M.-Zürich 1967, S. 629.

12/ Ebd., S. 632; F. Würthle, a.a.O., S. 263f.

13/ Josef Polák, Das Lager (November 1941 – Juni 1942), in: Theresienstadt, Wien 1968, S. 24.

14/ Jonny Moser, Theresienstadt, das Altersghetto, in: Totenbuch Theresienstadt, Wien 1987, S. 110ff.

15/ Tána Kulisová, Kleine Festung Theresienstadt, Prag 1968, S. 5.

16/ Die „politische“ Kerker-Festung Theresienstadt, in: *Der Neue Tag*, Wien, 19.6.1919.

17/ Kulisová, a.a.O., S. 6ff.

18/ Friedrich Tscherny, Es steht ein Schloßl in Möllersdorf, Möllersdorf 2004<sup>5</sup>, S. 13 und 35ff.

19/ Hans Hautmann, Die Militärstrafanstalt Möllersdorf im Ersten Weltkrieg, in: Hans Mikosch/ Anja Oberkofler (Hg.), Gegen üble Tradition, für revolutionär Neues. Festschrift für Gerhard Oberkofler, Innsbruck-Wien-Bozen 2012, S. 43ff.

20/ Dedijer, a.a.O., S. 622.

21/ Richard G. Plaschka, Aus den Haft-Akten der Sarajevo-Attentäter, in: *Balkanica. Annuaire du comité interacadémique de Balkanologie* VIII, Belgrad 1977, S. 482.

22/ Ebd., S. 483.

23/ Dedijer, a.a.O., S. 651.

24/ Martin Pappenheim, Gavrilo Princip's Bekenntnisse, Wien 1926.

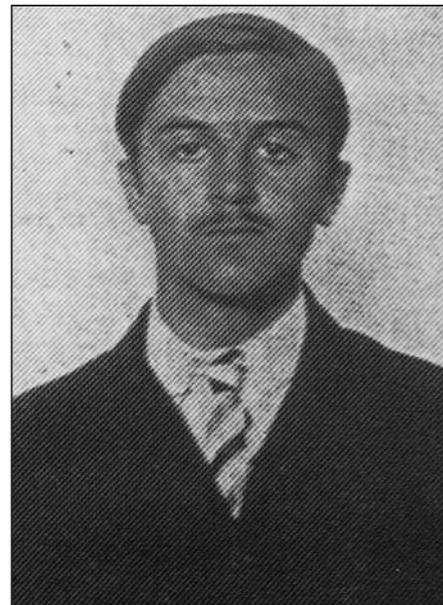
25/ Ebd., zit. nach Dedijer, a.a.O., S. 651.

26/ Ebd., S. 652f.

27/ *Arbeiter-Zeitung*, 2.8.1917, S. 5.

28/ Dedijer, a.a.O., S. 642f.

29/ Ebd., S. 653.



**Cvetko Popović 20-jährig in Möllersdorf**

30/ Ernst Lauda, Lehrbuch der inneren Medizin, 3. Bd., Wien 1951, S. 405.

31/ Ebd., S. 404f.

32/ Dedijer, a.a.O., S. 652.

33/ Ebd., S. 654.

34/ Ebd., S. 656.

35/ Ebd., S. 657.

36/ Marsch, Princip in Theresienstadt, in: *Die Zeit*, Prag, 29.6.1937, zit. nach Dedijer, a.a.O., S. 666.

37/ Plaschka, Aus den Haftakten, a.a.O., S. 489.

38/ Dedijer, a.a.O., S. 657f.

39/ Ebd., S. 667f.

40/ Franz Werfel, Cabrinowitsch, in: *Die Neue Rundschau*, Berlin, 2.5.1923.

41/ Ebd., zit. bei Dedijer, a.a.O., S. 644ff.

42/ Ebd., S. 647.

43/ Würthle, a.a.O., S. 265.

44/ Dedijer, a.a.O., S. 650.

45/ Ebd., S. 659f. Hervorhebung H.H.

46/ Würthle, a.a.O., S. 265.

47/ Plaschka, a.a.O., S. 481.

48/ Ebd., S. 482.

49/ Dedijer, a.a.O., S. 659.

50/ Würthle, a.a.O., S. 265 und Dedijer, a.a.O., S. 639 und 660.

51/ Dedijer, a.a.O., S. 660.

52/ Plaschka, a.a.O., S. 486.

53/ Ebd., S. 487f.

54/ Altösterreichischer Beamtenterminus für „beschlagnahmen“.

55/ *Arbeiter-Zeitung*, 8.5.1918, S. 7. Hervorhebungen H.H.

56/ §§ 230 bis 242 des Militärstrafgesetzbuches. In schwerwiegenden Fällen konnte dafür sogar die Todesstrafe verhängt werden. Siehe: Ferdinand Schmid, Das Heeresrecht der Österreichisch-Ungarischen Monarchie, Wien-Leipzig 1903, S. 556f.

57/ *Arbeiter-Zeitung*, 8.5.1918, S. 7. Hervorhebungen im Original.

58/ Ebd. Hervorhebung H.H.

# „Männer des Friedens in die Gemeinden!“<sup>1</sup>

## Wie Kommunisten aus Italien und Österreich 1952 damit begannen, in Südtirol eine „demokratische Massenbewegung“ aufzubauen

JOACHIM GATTERER

„Wir müssen uns Sisyphos  
als einen glücklichen  
Menschen vorstellen.“<sup>2</sup>  
Albert Camus

### Geburtswehen der Demokratie im Kalten Krieg

„Wer vom Antikommunismus nicht reden will, sollte auch vom Kommunismus und seinen unzweifelhaften Verbrechen schweigen.“<sup>3</sup> Wolfgang Wippermanns Anleitung zum undogmatischen Blick auf die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts lässt sich ohne Weiteres auf die italienisch-österreichische Regionalgeschichte übertragen, denn nach dem Zusammenbruch der faschistischen Diktaturen und der Teilung Europas in Ost und West fiel dem Antikommunismus auch in Italien und Österreich eine zentrale Integrationsfunktion zu.<sup>4</sup> Von der zeithistorischen Forschung wurde dieser Umstand mittlerweile weitgehend anerkannt. Ein zweites Wesensmerkmal des Antikommunismus, sein verzerrender Einfluss auf die Entwicklung einer integralen, demokratischen Kultur Westeuropas, ist in diesem Zusammenhang jedoch erst in Ansätzen einer fundierten Aufarbeitung zugeführt worden.<sup>5</sup>

Die Ausformungen dieser Verzerrung sind recht deutlich erkennbar, wenn sie am neuzeitlichen Maßstab der aufgeklärten, modernen Demokratie gemessen werden. Die kategorische Ausgrenzung westeuropäischer Kommunisten erscheint vor diesem Hintergrund als unverhältnismäßig lukrativ: Antikommunistisches Gebaren verlangte den zeitgenössischen Eliten nur einen relativ geringen intellektuellen Aufwand ab, belohnte sie hierfür aber aus mehreren Quellen kurzfristig mit einer erheblichen Machtdivide. Trotzdem hatte sich Thomas Mann schon zuvor erlaubt, den Antikommunismus als „Grundtorheit unserer Epoche“<sup>6</sup> zu bezeichnen, da der weit-sichtige Beobachter auch die gesellschaftszersetzenden Langzeitfolgen irrationaler Politik im Blick hatte.

– Der geringe Aufwand antikommunistischer Parteinahme ergab sich aus dem Umstand, dass die entsprechenden Denkmuster Anfang der 1950er Jahre weder neu konstruiert werden mussten, noch der aufwändigen Argumentation bedurften. Der Antikommunismus konnte am Ende des Zweiten Weltkriegs in Österreich, in Italien und nicht zuletzt jenseits

des Atlantiks auf weit verbreitete rassistische, nationalistische und ideologische Vorurteile gegen „slawische Untermenschen“, gegen „vaterlandslose Gesellen“ oder den „jüdischen Bolschewismus“ zurückgreifen.<sup>7</sup> Speziell unter der deutschsprachigen Bevölkerung verbanden sich die irrationalen Stereotype leicht mit negativ konnotierten Erfahrungen aus dem faschistischen Vernichtungskrieg gegen die Sowjetunion und den Traumata der unmittelbaren Besetzung durch die Rote Armee. Spätestens nach den revolutionären Umstürzen in China und Korea konnte der „Weltkommunismus“ verschwörungstheoretisch zum übermächtigen Gegner gesteigert werden.<sup>8</sup>

In dieser semi-plausiblen Logik blieben jedoch nicht nur offene innerkommunistische Divergenzen (zwischen Moskau, Belgrad und Peking) unberücksichtigt; auch die Wurzeln des modernen Kommunismus in der Französischen Revolution, der Kampf westeuropäischer Kommunisten im antifaschistischen Widerstand als Teil der Anti-Hitler-Koalition, ihre Beiträge zu den Republikgründungen in Österreich und Italien, sowie die sowjetische Aufbauhilfe wurden tendenziell ausgeklammert. Diese Aspekte schufen unangenehme Kontraste in den neuen, nationalstaatlichen Gründungsmythen, weil sie einer kategorischen Westorientierung bzw. der zeitgenössischen US-amerikanischen Europapolitik zuwiderliefen.<sup>9</sup> Eine vorhandene, vereinfachte, einseitig-negative Darstellung des Kommunismus konnte unter der Mehrheit der Bevölkerung auf solide Fundamente aufbauen und wurde von den westlichen Besatzungsmächten politisch gestützt. Eine neue, differenzierte Auseinandersetzung mit Kommunisten und ihrer Politik war damit kurzfristig unrentabel.

– Der kurzfristige Ertrag aus antikommunistischer Parteinahme war in Westeuropa deshalb abschätzbar groß, weil die politischen Parteien über das kommunistische Bedrohungsszenario erhebliche materielle Ressourcen aus dem Ausland lukrieren konnten. Die dringend benötigte Aufbauhilfe des Marshallplans der USA überstieg die verdeckten

finanziellen Zuwendungen der Sowjetunion an die kommunistischen Parteien Westeuropas um ein Vielfaches. Gestützt auf das kommunistische Einschüchterungspotential (als äußerer Druckfaktor) schuf dieses finanzielle Patronagesystem (als anziehender Integrationsfaktor) eine zweite Voraussetzung, um die breite Bevölkerungsmehrheit in ein neues Gesellschaftssystem zu integrieren.<sup>10</sup>

Komplettierend kam der psychologische Ertrag hinzu, den der Antikommunismus der Mehrheit ehemaliger Mitläufer und Täter der faschistischen Regime anbot. Im Klima einer neuen, nationalen Ausnahmesituation (die auch für die innere Stabilität der USA von enormer Bedeutung war) konnten sie ihre Kriegsvergangenheit unmittelbar ins kollektive Unterbewusstsein abdrängen.<sup>11</sup> Die kommunistische Minderheit der Staatsbürger (in Italien 1948 rund 20% der Wählerschaft) forderte hingegen tendenziell eine intensivere Vergeltung faschistischer Verbrechen, da sich in ihren Reihen zahlreiche überlebende Opfer der Diktaturen organisiert hatten.<sup>12</sup> Gemessen am individuellen Erfahrungshorizont, den offenen psychologischen Kriegstraumata und der zeitgenössischen Berichterstattung über den Kommunismus kam der kategorische Antikommunismus den unmittelbaren Bedürfnissen der meisten Österreicher und Italiener jedoch eindeutig entgegen. Der Antikommunismus stellte der Mehrheit der Bevölkerung für das zentrale politische Problem – die Tilgung ihrer finanziellen und moralischen Schulden aus dem Zweiten Weltkrieg – kurzfristig das günstigere Angebot in Aussicht als der Kommunismus.

– Die langfristigen Kosten der zugespitzten Auseinandersetzung zwischen Kommunisten und Antikommunisten gingen letzten Endes zu Lasten einer integralen und problemorientierten Diskussionskultur innerhalb der ost-, aber auch der westeuropäischen Staaten. Der Antikommunismus verzögerte in den westeuropäischen Gesellschaften mit faschistischer Vergangenheit die ersten

Schritte beim Wiedererlernen von Demokratie, und wurde dadurch längerfristig zu einem Faktor gesellschaftlicher Instabilität. In Westeuropa wirkte nicht offene Gewalt, sondern irrationale mediale Hetze als systemstabilisierendes, diskurshemmendes Betäubungsmittel.<sup>13</sup> Die Langzeitwirkungen beruhigten jedoch nicht nur die traumatisierte Weltkriegsgeneration, sondern beeinflussten auch jene Heranwachsenden, die in den 1970er-Jahren mit der Aufarbeitung der Kriegsvergangenheit ihrer Väter und Mütter beginnen mussten. Das Aufflammen terroristischer Aktionen rechts- wie links-extremer Provenienz, sowie die staatlichen (geheimdienstlichen) Formen ihrer Bekämpfung, deuten speziell in Italien auf Kontinuitäten gewalttätiger Konfliktregelungsmechanismen hin, die unter faschistischer Herrschaft bzw. im Widerstand erlernt, und im Klima des Kalten Krieges an die nächste Generation weitervermittelt werden konnten.<sup>14</sup> Claus Gatterer hat in diesem Zusammenhang bereits in den 1970er Jahren mehrfach darauf hingewiesen, dass gerade das Unterbinden eines sinnvollen Dialogs, das Wegnehmen oder bewusste Verzerren der Sprache, als Ausgangspunkt von sozialer Desintegration und physischer Gewalteskalation zu werten ist.<sup>15</sup> Eine vertiefende Untersuchung der Thematik wäre u.a. in Bezug auf die gegenwärtig erlebte Postmoderne vielversprechend, soll aber nicht Gegenstand dieses Beitrags sein.

Im Folgenden wird vielmehr ein Blick auf die Gegenseite des Antikommunismus geworfen, um das politische Klima des Kalten Krieges vor dem Hintergrund der dargelegten Thesen am konkreten Beispiel exemplarisch darzustellen. Dokumente aus dem Nachlass der Kommunistischen Partei Italiens (*Fondazione Istituto Gramsci*, Rom), aus dem Zentralen Parteiarchiv der KPÖ (Wien), aus dem Zentralen Staatsarchiv Italiens (*Archivio Centrale dello Stato*, Rom), dem Südtiroler Landesarchiv (Bozen) sowie zeitgenössische Presseberichte liefern hierfür eine relativ hohe Dichte an Fakten. Sie beziehen sich auf die kommunistische Parteilarbeit in der italienisch-österreichischen Grenzprovinz Südtirol/Alto Adige im Jahr 1952 und vermitteln einen Eindruck davon, über welche Ressourcen die Kommunistische Partei Italiens in dieser Provinz verfügte, welche Ziele sie mit welchen Strategien verfolgte und wie erfolgreich sie letzten Endes im Umsetzen ihrer Vorhaben war. Dabei soll nicht zuletzt in Ansätzen veranschaulicht werden, wie sich der Über-



Feldarbeiter im Südtiroler Unterland, Anfang der 1950er Jahre (Südtiroler Landesarchiv)

gang von autoritären zu demokratischen Artikulationsformen im politischen Leben der 1950er Jahre gestalten konnte.

### Die KPI in Südtirol: Ein Aufbauprojekt mit Startschwierigkeiten

Anfang der 1950er Jahre verfügte die Kommunistische Partei Italiens in Südtirol über eine geringe soziale Basis. Von rund 170.000 Wahlberechtigten der Provinz konnte die KPI nur knapp 2.000 als ihre Parteimitglieder, rund 6.000 als ihre Wähler, und dadurch einen von 25 Landtagsmandatären auf ihrer Personalliste verbuchen. Die Sympathisanten stammten überwiegend aus den Industriegebieten der Städte Bozen und Meran, die rund 15 Jahre zuvor vom Regime Mussolinis zur Ansiedlung italienischer Arbeitsmigranten errichtet worden waren. Nur etwa 180 Genossen rechneten die örtlichen Parteifunktionäre den Randschichten des handwerklich-bäuerlichen Milieus zu, in dem die überwiegende Mehrheit der deutsch- und ladinischsprachigen Südtiroler beheimatet war.<sup>16</sup>

Nicht nur die soziale Basis, auch das historische Selbstbewusstsein der Bozner KPI-Sektion war entsprechend fragil beschaffen. In den Jahren des Umbruchs hatte man es nicht geschafft, mit dem Schriftsetzer Silvio Flor die Integrationsfigur jener Südtiroler Genossen zu rekrutieren, die in den 1920er Jahren vor Ort eine kleine kommunistische Landesektion unterhalten hatten. Die Führungsgruppe um den Akademiker Andrea Mascagni bestand, analog zu vielen anderen Regionen, aus jüngeren Antifaschisten, die über den nationalen Widerstandskampf gegen die deutsche Besatzung zur KPI gefunden hatten. Im

speziellen Fall waren die meisten von ihnen erst in den 1930er Jahren nach Südtirol übersiedelt.<sup>17</sup>

Die unterschiedlichen Parteitraktionen mussten insbesondere hinsichtlich der akuten Grenzregelungs- und Selbstverwaltungsfrage aufeinanderprallen. Das römische Zentralkomitee (ZK) hatte in dieser Angelegenheit 1946/47 die zentralistischen Positionen der Widerstandsgruppe um Mascagni gestützt.<sup>18</sup> Zugehörnisse an eine deutschsprachige Bevölkerungsgruppe waren nach den nationalsozialistischen Expansions- und Vernichtungskriegen auch in Rom nur schwer durchsetzbar.<sup>19</sup> Zudem hatte die KPI im Grenzstreit mit Jugoslawien offen die Position des kommunistischen Nachbarlandes bevorzugt und dadurch im italienischen Parteienwettbewerb bereits erhebliches Kapital verspielt.<sup>20</sup> In Südtirol konnte ein Teil des nationalen Prestiges auf Kosten der wenigen Südtiroler Genossen wieder zurückgeholt werden. Flor, der umfassendere Selbstverwaltungsrechte für die Südtiroler, aber auch eine radikalere Entnazifizierung unter allen Sprachgruppen gefordert hatte, zog sich nach persönlichen Auseinandersetzungen (siehe unten) 1946 wieder aus der KPI zurück.<sup>21</sup>

### Große Ambitionen und eine realistische Chance

Nichtsdestotrotz studierte das Zentralkomitee in Rom die Situation in Südtirol mit zunehmendem Interesse. Speziell nachdem die Kommunisten 1947 aus der Staatsregierung dauerhaft ausgeschieden waren, erhielt die Aufbauarbeit an der Basis allorts besondere Priorität.<sup>22</sup> Für die Provinz Bozen hatte der ZK-Delegierte



Die Zeitschrift „Der Südtiroler“ (1951–1953) wurde von der KPI finanziert.

Ruggero Grieco im Juli 1951 diesbezüglich entsprechende Vorgaben formuliert, aus denen u.a. ersichtlich wird, wie die europaweit praktizierte Bündnisstrategie der Kommunisten, mit der sie sich in die bestehenden Nationalstaaten zu integrieren versuchten, an lokale Gegebenheiten angepasst werden konnte.<sup>23</sup> In der Grenzregion wollte die Parteiführung „eine demokratische, deutschsprachige Massenbewegung schaffen, für das brüderliche Zusammenleben der italienischen und deutschsprachigen Bevölkerung, basierend auf dem Kampf für mehr Arbeit, für den Wiederaufbau, für die wirtschaftliche Entwicklung der Region, für den Frieden, für die Verteidigung der Demokratie in Italien.“ Grieco hob dabei mit Unterstreichung hervor, dass diese Initiativen „von deutschen Elementen initiiert werden [müssen], [...] vereinzelt dürfen auch Italiener dabei sein, weil es im Alto Adige auch Italiener gibt, aber die Mehrheit der Initiatoren von Kampagnen etc. müssen Deutsche sein. [...] Es ist klar, dass eine demokratische Massenbewegung im Alto Adige eine vorwiegend aus katholischen Volksmassen bestehende Bewegung sein wird, oder es wird sie nicht geben. [...] Der Vorschlag, eine direkte und organisierte Aktion in den bereits existierenden deutschsprachigen Organisationen zu führen, ist absolut richtig. [...] Ebenso ist es notwendig, der deutschsprachigen, demokratischen Kulturbewegung größte Bedeutung beizumessen, auch mittels entsprechender Initiativen. [...] Die Kampagne für die Gemeinderatswahlen im Alto Adige müsste auf die oben erwähnten Prinzipien hin ausgerich-

tet werden, in konkrete Gemeindeprogramme übersetzt.“<sup>24</sup>

Bereits die zahlenmäßige Bevölkerungsverteilung legte ein besonderes Interesse der Kommunisten für die deutschsprachige Bevölkerung Südtirols nahe, da über den italienischen Kulturkreis nur ein knappes Drittel der örtlichen Wohnbevölkerung zu erreichen war. Aber auch ideologische Motive machten die autochthone Landbevölkerung für die KPI besonders interessant: Bei den ersten Wahlgängen im Jahr 1948 hatten die Südtiroler im Gegensatz zur italienischen Wählerschaft nahezu geschlossen für eine konservative Partei, die *Südtiroler Volkspartei* (SVP), gestimmt. Eine sozialdemokratische Partei Südtirols war mit 804 Stimmen kläglich untergegangen, während sich die Stimmen des italienischen Lagers vor Ort immerhin zur Hälfte auf Kandidaten aus dem sozialistischen Spektrum verteilt hatten.<sup>25</sup> Das Herauslösen einer kleinen Komponente an Südtiroler Arbeitern und Kleinbauern aus den Reihen der SVP musste den Kommunisten deshalb ebenso machbar erscheinen, wie es in ihre gesamtstaatliche Strategie passte. Machbar deshalb, da die Parteifunktionäre darüber in Kenntnis waren, dass vor allem im Bergbau und in der Holzindustrie einige hundert Südtiroler beschäftigt und zum Teil auch gewerkschaftlich organisiert waren. Ebenso hatte man die so genannten „Rücksiedler“ im Blick – jene geschätzten 10.000 Südtiroler, die 1939 unter politischem Druck den Lockungen ins Deutsche Reich gefolgt, aber nach dem Krieg als Mittellose wieder zurückgekehrt waren. Obwohl einige durchaus als Nationalsozialisten kompromittiert sein konnten, widmete die KPI dieser sozialen Randgruppe besondere Aufmerksamkeit „da gerade bei diesen [den Rücksiedlern] Arbeitslosigkeit, Wohnungslosigkeit und Gleichgültigkeit der Behörden aufscheint.“<sup>26</sup>

Jedwede Schwächung der SVP war wiederum politisch opportun, weil deren Vertreter in Bozen und in Rom mit den regierenden Christdemokraten (*Democrazia Cristiana*, DC) über den katholischen Antikommunismus in enger Verbindung standen.<sup>27</sup> Zumal das Gesprächsklima zwischen DC und KPI am Höhepunkt des Kalten Krieges beinahe am Nullpunkt angelangt war,<sup>28</sup> lag es auch an den Südtiroler Kommunisten, bei nächster Gelegenheit an Wählerkonsens zuzulegen, um ihre Partei dadurch wieder ins Spiel der Kräfte zurückzubringen. 1952 boten sich zwei günstige

Gelegenheiten – die ersten italienischen Gemeinderatswahlen seit gut 30 Jahren<sup>29</sup> und die zweiten gemeinsamen Regionalratswahlen mit dem Trentino.

### Wahlkampfhilfe aus Italien und Österreich

Im Frühjahr 1952 liefen die kommunistischen Vorbereitungen für die anstehenden Wahltermine bereits auf Hochtouren. Im Vorfeld war man in Rom und Wien diesbezüglich übereingekommen, für die Arbeit unter den deutschsprachigen Südtirolern verstärkt auf Unterstützung der Kommunistischen Partei Österreichs (KPÖ) zurückzugreifen.<sup>30</sup> Differenzen hinsichtlich der staatlichen Zugehörigkeit Südtirols zu Italien waren nach den 1946er-Initiativen der KPÖ für eine Rückgliederung Südtirols offensichtlich bereits geklärt worden.<sup>31</sup> Nicht zuletzt in Washington und Moskau hatte nach den abgeschlossenen Friedensverhandlungen nun definitiv die Planung innerstaatlicher Aufbauarbeiten begonnen, und so war auch am Brennerpass entsprechend eine „Südtirolflaute“ eingezogen.<sup>32</sup> Für die örtliche KPI-Sektion hatte die Überwindung der Sprachbarriere zwischen italienischen Parteikadern und der Südtiroler Bevölkerung nun höchste Priorität; die Genossen der österreichischen Bruderpartei sollten hierbei Abhilfe schaffen.

Am 1. April wurden im Rahmen eines gemeinsamen Treffens italienischer und österreichischer Parteidelegierter in Bozen die Leitlinien für die anstehenden Arbeiten abgesteckt.<sup>33</sup> Aus den Parteikassen Roms und Wiens (die wiederum aus Moskau Querfinanzierung erhielten) wurde ein Wahlkampfbudget in Höhe von 5,7 Millionen Lire zur Verfügung gestellt,<sup>34</sup> um vor Ort Initiativen mit Langzeitwirkung zu setzen. Bereits im Oktober 1951 war diesbezüglich mit der Zweiwochenzeitschrift *Der Südtiroler* ein deutschsprachiges Pressemedium geschaffen worden, um Intellektuelle rund um den Meraner Lehrer Joseph Torggler, der das Blatt redaktionell betreute, näher an die Partei heranzuführen.<sup>35</sup> Flugblätter, Plakate und eine „Wahlzeitung für Bauern“ wurden in einer Gesamtauflage von 90.000 Stück kalkuliert, teilweise in Österreich hergestellt, und über die Grenze geliefert. Südtiroler Genossen konnten von nun an auch Gratisexemplare der KPÖ-Presse per Postversand beziehen; ebenso ließ man in Wien zwei Handbibliotheken mit einschlägiger Sach- und Unterhaltungsliteratur des *Globus-Verlags* für die Bozner Sektion zusammenstellen.<sup>36</sup>

Für die unmittelbaren Vorwahlzeiten war auch an die Aufstockung personeller Ressourcen gedacht worden. Die KPI beordnete anlässlich der Gemeinderatswahlen vom Mai 1952 hierfür vier Wahlkampfshelfer aus anderen Regionen nach Bozen, um die Arbeit unter der italienischen Bevölkerung in den peripheren Bezirksstädten der Provinz zu intensivieren. Aus Wien entsandte die KPÖ einen Redakteur ihrer *Volksstimme*, Bruno Furch, der vor allem die Arbeit am *Südtiroler* unterstützen sollte. Zusätzlich wurden hochkarätig besetzte Vorträge in Bozen, Meran und Brixen geplant. Neben dem österreichischen Atomphysiker Hans Grümm sollte u. a. der Schriftsteller und KPÖ-Spitzenpolitiker Ernst Fischer nach Südtirol kommen. Da zu Grümm's Referat über „Die Weltanschauungen des 20. Jahrhunderts“ allerdings in Bozen und Meran nur 13 Interessierte erschienen waren, wurde das Projekt vorzeitig abgebrochen.<sup>37</sup>

Größere Erfolge zeitigte die Bauernagitation in einigen Dörfern. Ein Nordtiroler Genosse erhielt hierfür den Auftrag, im Rahmen eines mehrtägigen Aufenthalts mögliche Kandidaten in den Dorfgemeinden aufzusuchen. In Kastelruth, Schenna und Schabs-Mühlbach gelang es schließlich sogar, vom 18. bis zum 20. Mai Informationsveranstaltungen zu agrar- und kommunalpolitischen Fragen abzuhalten, zu denen der Arzt und KPÖ-Funktionär Walter Fischer anreiste.<sup>38</sup>

Über den Wahltermin hinaus wurde an die Festigung der deutschsprachigen Lokalsektionen gedacht, die erst seit wenigen Monaten in Bozen, Meran, Brixen und Bruneck bestanden: „Die Bildung eines zunächst kleinen Kaders von qualifizierten Genossen ist die wichtigste Aufgabe.“ Der 22jährige Rücksiedler Josef Stecher sollte aufgrund seines erkennbaren Engagements zu diesem Zweck nächstmöglich auf eine italienische Parteischule geschickt werden.<sup>39</sup>

### Kommunisten kommen in die Dörfer

Trotz der finanziellen Unterstützung und klarer Planungsvorgaben gestaltete sich die Frühjahrskampagne überaus schwierig. Für den Wahltermin vom 25. Mai konnte man in 103 Wählergemeinden letztlich nur 37 der 55 geplanten deutsch- und gemischtsprachigen Oppositionslisten aufstellen, die nicht überall das einheitliche Symbol *Giustizia e concordia/Gerechtigkeit und Einigkeit* verwendeten.<sup>40</sup> Über die Solidarisierung vor Ort berichtete Bruno Furch kurz vor

der Wahl noch mit Zuversicht nach Wien: „Überall wurden die Vertreter des ‚Südtiroler‘ mit Begeisterung aufgenommen und die Ratschläge gerne entgegengenommen und durchgeführt. [...] Außerdem haben fast alle diese Listen in ihre Programme die Forderung aufgenommen, dass die neue Gemeindeverwaltung bei der Regionalregierung energische Schritte zugunsten der Rücksiedler, der Alten und Invaliden unternehme. Fast alle diese Listen haben auch daran gedacht, die Notwendigkeit des friedlichen Nebeneinanderlebens der beiden Volksgruppen zu betonen.“<sup>41</sup>

Die bedeutendste Liste der Provinz, jene der *Unabhängigen* in Meran, hatte sich trotz Kontakten zum *Südtiroler* nach ersten medialen Seitenhieben der SVP-Presse jedoch vorzeitig als „unpolitisch“ bezeichnet,<sup>42</sup> und auch in den Dorfgemeinden reichten die Motive der kandidierenden Arbeiter, Handwerker und Kleinbauern meist nicht über die Klärung singulärer, durchaus gemeinschaftlicher Sachfragen hinaus. In den Gemeinden Schabs und Mühlbach beabsichtigte die Liste etwa, „die Frage der Gemeindeweiden aufzurollen. Einige ‚Große‘ zäunten sie ein, eigneten sie sich praktisch an und verweigern den Kleinen ihre Benützung.“<sup>43</sup> In Seis-Kastelruth bestand die Liste wiederum zum Großteil aus Bauern, die nach den Kriegswirren das Eigentumsrecht an ihren Höfen noch nicht wiedererlangt hatten. Da sie offenbar von der SVP-Führung nicht ausreichend unterstützt wurden, fuhren die knapp vierzig Betroffenen „am 23. April um 10 Uhr vormittags von Seis mit dem Autobus nach Kastelruth [...] um die Liste im Gemeindeamt zu übergeben.“ Trotz des persönlichen Hintergrunds der Initiative war diese Aktion laut *Südtiroler* eine „Demonstration, die in der Gemeinde großes Aufsehen hervorrief.“<sup>44</sup>

Wie gering der Rückkopplungseffekt letztlich blieb, den die KPI für die eigene Parteiarbeit über die Gemeindelisten erzielte, zeigte sich im Vorfeld der Regionalratswahlen vom November desselben Jahres. Die Parteifunktionäre hatten hierfür beabsichtigt, neben einer mehrheitlich italienisch besetzten Liste auch eine deutschsprachige aufzustellen, und beide mit neutralem Listenzeichen zu versehen.<sup>45</sup> Während für *Autonomia-Unità/Autonomie-Einigkeit* 16 italienische und sechs Südtiroler Männer und Frauen aus dem engeren Parteiumfeld geworben werden konnten, entstand die deutschsprachige Liste *Selbstverwaltung-*



Bruno Furch (1913–2000), im April 1977.

*Gerechtigkeit* „im letzten Augenblick unter großen Schwierigkeiten“. Sie blieb auf neun Kandidaten und eine Kandidatin beschränkt, die bis auf den Listenführer durchwegs politische Quereinsteiger waren.<sup>46</sup> Das intensive Interesse für die deutschsprachigen Südtiroler hatte darüber hinaus auch unter den italienischen Genossen für Unmut gesorgt. Bereits im Mai war es vereinzelt zu kommunistischen Gegenkandidaturen auf nationalistischen Gemeindelisten gekommen.<sup>47</sup>

### Abwehrkämpfe: ächten, sabotieren, beruflich drangsaliieren

Die Kandidatensuche für unabhängige Listen gestaltete sich für die KPI nicht deshalb schwierig, weil es den Südtirolern an politischem Problembewusstsein gefehlt hätte. Die diversen Programme der Dorflisten deckten den KPÖ-Berichten zufolge ein breites Spektrum an Themen ab: von land- und forstwirtschaftlichen Aufbauarbeiten über ausstehende Elektrifizierung bis hin zu Kinderbetreuung und ersten Gedanken über den Fremdenverkehr.<sup>48</sup> Josef Gamper, in jenen Jahren Betriebsrat der kommunistisch dominierten Gewerkschaft CGIL, bestätigt zudem das Interesse an politischer Mitbestimmung, welches damals unter den Südtiroler Arbeitern durchaus vorhanden war, trotz, oder gerade weil ihre Anliegen in der SVP offenbar nicht Thema waren: „Da kamen die Gemeinderatswahlen, 1954 [sic!] war das. Da haben sie mich auch angehalten mitzutun, warum sollten wir keinen Arbeiter im Gemeinderat haben usw., sagten die Arbeitskollegen.“<sup>49</sup>

Das grundlegende Problem der Mitgliederwerbung bestand vielmehr darin, dass die KPI den Südtiroler Aktivisten zwar



Bei den Regionalratswahlen 1952 kandidierte die KPI mit einer mehrheitlich italienisch besetzten Arbeiterliste (links) und einer Südtiroler Oppositionsliste (rechts).

ein üppiges Lern- und Betätigungsfeld anbieten konnte, aber nicht jenes dichte soziale Netzwerk, das vor den Übergriffen des politischen Gegners hätte wirkungsvoll schützen können. Kommunistenhetze gegen „antinazional“<sup>50</sup> und „den Todfeind der christlichen Sozialordnung“<sup>51</sup> war weder neu, noch ein regionalspezifisches Phänomen. In der Poebene konnte die KPI über starke Mitgliederpräsenz und die konkurrenzfähige Tageszeitung *L'Unità* einer anrollenden Pressekampagne gegen exponierte Kandidaten jedoch den Wind zumindest etwas aus den Segeln nehmen. Dem *Südtiroler* fehlte mit einigen hundert Verkaufsexemplaren diese Breite im öffentlichen Diskurs, um gegen die katholische Tageszeitung *Dolomiten* und „die profanierende Einschaltung der Ortsgeistlichkeit“<sup>52</sup> als wirksames Schutzschild aufzutreten.

Jene Kandidaten, welche 1952 die offene Konfrontation mit dem übermächtigen Gegner trotzdem nicht gescheut hatten, wurden in vielen Fällen von den wirtschaftlichen und privaten Problemen in die Knie gezwungen, die durch die unbegrenzte Meinungskampagne der SVP wohl vielfach unerwartet über sie hereinbrach. Vor allem selbstständig Erwerbstätige wie Gamper, der mit 31 Jahren nebenberuflich als Friseur arbeitete, litten erheblich unter Anfeindungen und Boykotten: „Diese ganze Hetze, das hat mir weh getan. Auch meine Familie, meine Frau und meine beiden Kinder bekamen das stark zu spüren.“<sup>53</sup> „Man hat mir die Kunden in Burgstall abwendig gemacht, man hat mich als Katholisches Vereinsmitglied hinausgeschmissen.“<sup>54</sup>

Berufliche Zukunftsperspektiven, die mit einer Parteitätigkeit vereinbar gewesen wären, konnte die KPI den Südtiroler Genossen im Grunde nur über eine gewerkschaftliche Anstellung in der Arbeiterkammer von Bozen verschaffen<sup>55</sup> – eine singuläre Option, die für viele ländlich verwurzelte Südtiroler zudem außer Reichweite lag. Vor allem die Kleinbau-

ern wollten ihre Dörfer nicht verlassen, sondern in die örtlichen Gemeinschaften aufgenommen werden. Wie Josef Gamper fühlten sich die meisten der unabhängigen Listenkandidaten in erster Linie als lokale Interessenvertreter, nicht als Kommunisten. Gamper lehnte 1956

das Angebot einer Anstellung über die CGIL (auch aus finanziellen Gründen) ab. Als ihm im Gemeinderat von der Mehrheitsfraktion die Tür zur Dorfelite geöffnet wurde, trat er zur SVP über.<sup>56</sup> Der junge Josef Stecher wählte später den Weg des Gewerkschafters und zog 1973 für die KPI als erster deutschsprachiger Abgeordneter in den Südtiroler Landtag ein. Sein sozialer Aufstieg über das kommunistische Arbeitermilieu blieb in Südtirol eine Ausnahmeerscheinung, wenn auch keine unbedeutende.<sup>57</sup>

Speziell in den sieben Jahren zwischen 1945 und 1952 trat die lokale KPI-Sektion im organisatorischen Bereich auf der Stelle, da neben den publizistischen Voraussetzungen auch der konspirative Geist fehlte, der die Arbeit der führenden Parteikader wirkungsvoll gegen Sabotage von innen geschützt hätte. Im Herbst 1952 entfernten die KPI-Funktionäre einen mutmaßlichen Agenten, der den KPÖ-Genossen mehrfach aufgefallen war.<sup>58</sup> Tatsächlich hatte der Betreffende, Carlo Bernardo Zanetti, den Ruf Silvio Flors (siehe oben) beim römischen ZK und unter den örtlichen Genossen unmissverständlich geschädigt, und dadurch die Integration des augenscheinlich hochkarätigsten Genossen untergraben – immerhin war Flor sowohl in Rom als auch in Bozen als ehemaliger Kaderaspirant der Moskauer Lenin-Schule bekannt gewesen.<sup>59</sup> Die Zweifel gegen den mutmaßlichen Saboteur mussten sich erhärten, als auch die österreichische Wahlkampfunterstützung bereits kurz nach den Gemeinderatswahlen über einen detaillierten Pressebericht an die italienische Öffentlichkeit gelangt war.<sup>60</sup>

Während Flor mit Ausscheiden seines Kontrahenten nach sechsjähriger Parteibastion kurzfristig als Spitzenkandidat der Liste *Selbstverwaltung-Gerechtigkeit* zurückgewonnen werden konnte, erfuhr die Zusammenarbeit mit der KPÖ bald einen langfristigen Dämpfer. Die österreichischen Wahlkampfhelfer wurden

von den Behörden zu Separatisten erklärt und mit Einreiseverboten belegt. 1967 kam der Schriftsteller Bruno Frei (ihn hatte man 1953 wegen kritischer Berichterstattung aus Trient ausgewiesen) vor dem Hintergrund des rechtsextremen Südtirolerterrorismus nochmals auf die Absurdität der Tatsachen zu sprechen: „Die Wacht am Brenner hindert die Bombenschmeißer nicht, über die Grenze zu spazieren. So bestieg am 30. Oktober [sic! September] ein Unbekannter den ‚Alpenexpress‘, in der Hand einen Koffer, dessen Inhalt bald darauf im Bahnhof von Trient zwei Unschuldige zerfetzte. Wenige Stunden nach diesem Vorfall ist mir von italienischen Grenzorganen die Einreise nach Italien verboten worden.“ Bruno Furch wiederum war es erst zwanzig Jahre später, 1972, als Mitglied im Pressekorps des Österreichischen Staatspräsidenten Franz Jonas am römischen Flughafen neuerlich gestattet, die Passkontrolle zu passieren.<sup>61</sup>

### Abreißen und neu anknüpfen

Das Jahr 1953 brachte mit dem Tod Stalins eine erste, kurze Entspannung in das internationale Klima und für die kommunistische Weltbewegung in den Folgejahren einschneidende Veränderungen. Auch in der Südtiroler KPI wird diese Zeit später als Neuanfang begriffen, wengleich die Ursachen in erster Linie dem lokalen und nationalen Umfeld zuzuschreiben waren.<sup>62</sup> Die Kandidatur mit getrennten Listen und neutraler Symbolik hatte sich bei den Regionalratswahlen als schlechte Strategie erwiesen. *Selbstverwaltung-Gerechtigkeit*, die Keimzelle einer möglichen Südtiroler Oppositionsbewegung, verschwand nach einem Wahlfiasco (609 Stimmen bei den Regionalratswahlen, 55 bei den verspäteten Kommunalwahlen in Bozen) von der politischen Bildfläche.<sup>63</sup> Silvio Flor zählte die Herbstwochen des Wahlkampfes später „zu den bösesten meines Lebens“, und sollte sich in den darauffolgenden Jahren endgültig von der KPI verabschieden.<sup>64</sup>

Die Liste *Autonomia-Unità/Autonomie-Einigheit* hatte das Restmandat von 1948 zwar gehalten, aber rund 1.000 Stimmen eingebüßt, weil „die damalige Ausrichtung“, so die Funktionäre in gewohnt hartem Urteil, „von der Gesamtheit der Partei nicht vollständig verstanden wurde.“<sup>65</sup> Bereits 1953 kehrte die ursprüngliche KPI-Einheitsliste auf die Stimmzettel zurück, und die Wahlergebnisse folgten fortan dem nationalen Trend. Mit dem sozialen Wandel, der allmählich auch Südtirols Provinzhauptstadt und ihre Arbeiterjugend erfasste,

setzten die Kommunisten bis 1978 kleine, aber stetige Schritte nach vorn.<sup>66</sup> An eine Regierungsbeteiligung in Provinz und Gemeinden war aber zu keinem Zeitpunkt zu denken, denn der Dialog zwischen Katholiken und Kommunisten, wie ihn Papst Johannes XXIII und KPI-Sekretär Palmiro Togliatti Anfang der 1960er Jahre initiiert hatten, fand weder unter der deutschnationalen Wehrmachtsgeneration in der SVP, noch in der katholischen Geistlichkeit der Südtiroler einen Multiplikator.<sup>67</sup>

Die Öffnung der kompakten, deutschsprachigen Peripherie war der KPI über die Gemeindelisten 1952 fürs erste gelungen. „[D]a und dort sind in das massive Gefüge der SVP Breschen geschlagen worden“, bemerkte *Der Südtiroler* zum Ergebnis der unabhängigen Gemeindelisten, die insgesamt 4.499 Stimmen erreicht hatten und in allen Kandidaturgemeinden Oppositionsvertreter in die Räte hatten entsenden können.<sup>68</sup> Auch in späteren Jahren wurden Gemeindelisten mit KPI-Unterstützung immer wieder lanciert und erzielten dabei vereinzelt Erfolge.<sup>69</sup> Trotz der steten Bemühungen ergaben sich daraus aber keine langfristigen Parteibindungen; Joseph Torggler und Josef Stecher arbeiteten weiterhin über Jahre primär auf sich alleine gestellt. Auch die Südtiroler 68er-Generation tangierte die KPI nur in Teilen (z.B. über den Schriftsteller Norbert C. Kaser und den Gewerkschafter Josef Perkmann) und organisierte sich 1978 eigenständig als *Neue Linke/Nuova Sinistra*.<sup>70</sup> Die „demokratische Massenbewegung“, wie sie Grieco 1951 gefordert hatte, blieb im Grunde auf Bozen beschränkt, mit temporären Ausläufern in einige Talschaften – ein „schwaches, feinfasriges Netz, dessen Fäden andauernd abreißen und sich nur mit Mühe wieder anknüpfen lassen“, wie Parteiinspektor Cesare Colombo bereits 1949 bei seinem ersten Lokalaugenschein hatte feststellen müssen.<sup>71</sup>

Gegen die Südtiroler Verhältnisse war nicht nur die KPI der 1950er Jahre mit enormem Energieaufwand angelaufen, auch manch österreichischer Spitzenpolitiker hat sich im Umgang mit der SVP einen Zahn ausgebissen. Bruno Kreisky war 1960 unter widrigen Umständen vor den Vereinten Nationen erfolgreich für eine umfassende Neuregelung der Südtirolautonomie eingetreten; seine Gesamtlösung der Südtirolfrage scheiterte aber vier Jahre später am Veto der Nord- und Südtiroler Volksparteien, woraufhin Kreisky sein Südtirolengagement enttäuscht einstellte: „Ich habe mich einige

Male zu der Behauptung veranlaßt gesehen, daß Dankbarkeit keine Kategorie der Politik sei“, schrieb der Gekränkte in Richtung einiger SVP-Vertreter noch 1988 in seinen Memoiren, ergänzte allerdings: „Bisweilen ist diese Auffassung jedoch zu modifizieren.“ Kreisky bezog sich dabei auf den SVP-Politiker Friedl Volgger, in dessen Danksagung er den zeitlosen Wert seiner Arbeit für die nachfolgenden Generationen konserviert wusste.<sup>72</sup>

Auch den ersten unabhängigen Gemeinderatskandidaten ist zu Lebzeiten nicht viel mehr als die Wertschätzung der Redaktion des *Südtiroler* geblieben: „Den Männern und Frauen, die den Mut aufgebracht haben, durch Aufstellung freier Kandidatenlisten die alten Traditionen tirolischer Demokratie wieder aufleben zu lassen, kann daher ihr Einstehen für Freiheit und Fortschritt nicht hoch genug angerechnet werden.“<sup>73</sup>

Das Erkennen und Einschätzen des historischen Werts dieser Tatsache und seine Verwertung im kollektiven Regionalgedächtnis der Südtiroler stehen bis dato noch aus.

#### Anmerkungen:

- 1/ Zentrales Parteiarchiv (ZPA) der KPÖ, Flugblatt für die unabhängigen Südtiroler Wahllisten anlässlich der Gemeinderatswahlen, 25.5.1952.
- 2/ Camus, Albert: *Der Mythos des Sisyphos*. Ein Versuch über das Absurde, Hamburg 1959, S. 101.
- 3/ Wippermann, Wolfgang: *Antikommunismus – Tugend oder Torheit?*, in: Spoo, Eckart/Butenschön, Rainer (Hg.): *Der Mensch & der Plan*. Eine Jahrhundertbilanz des Kommunismus, Hamburg 2000, S. 70.
- 4/ Vgl. Rathkolb, Oliver: *Die paradoxe Republik*, Wien 2005, S. 31–34. Woller, Hans: *Geschichte Italiens im 20. Jahrhundert*, München 2010, S. 214.
- 5/ Vgl. hierzu die Forschungsansätze von Gatzka, Claudia Christiane: *Des Wahlvolks großer Auftritt*. Wahlritual und demokratische Kultur in Italien und Westdeutschland nach 1945, in: *Comparativ*, Nr. 1/2013, S. 64–88.
- 6/ Mann, Thomas: *Gesammelte Werke*, Bd. 12, Frankfurt/M. 1960, S. 934.
- 7/ Vgl. Reinalter, Helmut: *Die Weltverschwörer*, Salzburg 2010, S. 109–117. Wippermann, Wolfgang: *Heilige Hetzjagd*. Eine Ideologiegeschichte des Antikommunismus, Berlin 2012.
- 8/ Vgl. Rathkolb: *Republik* (wie Anm. 4), S. 31–34. Hobsbawm, Eric: *Das Zeitalter der Extreme*, München 2012, S. 296–297.
- 9/ Vgl. Kroh, Jens: „The Memory of Labour – Arbeiterbewegung in globalen Erinnerungsprozessen“: Eine Tagungsbilanz, in: Mittag, Jürgen u.a. (Hg.): *Arbeiter- und soziale Bewegungen in der öffentlichen Erinnerung* (ITH-Tagungsberichte 45), Leipzig 2011, S. 246–250.
- 10/ Hobsbawm: *Zeitalter* (wie Anm. 8), S. 300–

304. Rathkolb: *Republik* (wie Anm. 4), S. 31–34. Zur Finanzierung der kommunistischen Parteien Westeuropas siehe Zaslavsky, Victor: *I finanziamenti sovietici alle forze politiche italiane di sinistra*, in: *Nuova Storia Contemporanea*, Nr. 6/1999, S. 29–54.

11/ Vgl. Hobsbawm: *Zeitalter* (wie Anm. 8), S. 301f. Faulenbach, Bernd: *Erscheinungsformen des „Antikommunismus“*, in: *Jahrbuch für Historische Kommunismusforschung*, Berlin 2011, S. 6.

12/ Vgl. Woller, Hans: *Die Abrechnung mit dem Faschismus in Italien 1943 bis 1948*, München 1996, S. 401–406; Mugrauer, Manfred: *Die Politik der KPÖ in der Provisorischen Regierung Renner*, Innsbruck u.a., S. 156.

13/ Vgl. Hobsbawm: *Zeitalter* (wie Anm. 8), S. 296f. und 734.

14/ Vgl. Groppo, Bruno u.a.: *The Changing Memories of World War II and the Resistance in Italy and France: A Comparative View*, in: Mittag u.a. (wie Anm. 9), S. 84f.

15/ Gatterer, Claus: *Südtirol und der Rechtsextremismus*, in: *Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes* (Hg.): *Rechtsextremismus in Österreich nach 1945*, Wien 1979, S. 351.

16/ Zu den Zahlenangaben vgl. ZPA der KPÖ, *Bericht über Südtirol, 1.4.1952*; *Südtiroler Landesregierung* (Hg.): *Südtirol Handbuch*, Bozen 2012<sup>28</sup>, S. 77f.

17/ Vgl. Gatterer, Joachim: „Alles geben, nichts erwarten!“ Die Kommunistische Partei Italiens in der Provinz, in: Obermair, Hannes u.a. (Hg.): *Regionale Zivilgesellschaft in Bewegung*. Festschrift für Hans Heiss, Wien u.a. 2012, S. 308–311.

18/ Vgl. Steurer, Leopold: *I Flor*. Approccio biografico tra scienza e utopie concrete, in: Antonelli, Quinto u.a. (Hg.): *Se non c'è Amore che Storia è? Nuovi materiali di lavoro per Fabrizio Rasera*, Rovereto 2008, S. 209–211. Mueller, Wolfgang u.a.: *Sowjetische Politik in Österreich 1945–1955*. Dokumente aus russischen Archiven, Wien 2005, S. 19–43. Gehler, Michael: *Verspielte Selbstbestimmung? Die Südtirolfrage 1945/46 in US-Geheimdienstberichten und österreichischen Akten*, Innsbruck 1996, S. 557–570.

19/ Vgl. Pallaver, Günther: *South Tyrol: Ethnic Winner in the Cold War*, in: Knight, Robert (Hg.): *Ethnicity, Nationalism and the European Cold War*, London u.a. 2012, S. 151.

20/ Aga-Rossi, Elena: *Il PCI tra identità comunista e interesse nazionale*, in: Cattaruzza, Marina (Hg.): *La nazione in rosso*. Socialismo, comunismo e „questione nazionale“: 1889–1953, Soveria Mannelli 2005, S. 314–319.

21/ Vgl. Rieder, Klara: *Silvio Flor*. Autonomie und Klassenkampf. Die Biografie eines Südtiroler Kommunisten, Bozen 2007, S. 96–101, 116–123 und 130–135.

22/ Vgl. Agosti, Aldo: *Storia del Partito comunista italiano 1921–1991*, Bari 1999, S. 68–74.

23/ Vgl. Mark, Eduard: *Revolution by Degrees*.

Stalins National Front Strategy for Europe, 1943–1947, Woodrow Wilson International Center for Scholars, Working Paper No. 31, Washington D.C. 2001, S. 17–20 und 40; Agosti: Storia (wie Anm. 22), S. 66 und 83; Mueller u.a.: Sowjetische Politik (wie Anm. 18), S. 51.

24/ Fondazione Istituto Gramsci, Fondo PCI, Regioni e Province (FIG-ReP), Bolzano 1951, MF 0335 1090–1093, Note sul convegno dei delegati comunisti di lingua tedesca dell'Alto Adige, Bolzano, 8.7.1951.

25/ Vgl. Gatterer, Joachim: „rote milben im gefieder“. Sozialdemokratische, kommunistische und grün-alternative Parteipolitik in Südtirol, Innsbruck u.a. 2009, S. 45–47 und 131f.; Südtirol Handbuch (wie Anm. 16), S. 77f.

26/ ZPA der KPÖ, Bericht über Südtirol, 1.4.1952. Zur geschätzten Anzahl der Rück siedler siehe Steininger, Rolf: Südtirol im 20. Jahrhundert, Innsbruck u.a. 2004, S. 466.

27/ Vgl. Pallaver: South Tyrol (wie Anm. 19), S. 154–156.

28/ Vgl. Agosti: Storia (wie Anm. 22), S. 68–74.

29/ Am 25. Mai 1952 wählten rund 12 Millionen ItalienerInnen in 2.813 Gemeinden (*L'Unità*, 25.5.1952, S. 1).

30/ FIG-ReP, Bolzano 1952, MF 0349 1364, Schreiben von Mauro Scoccimarro an das Parteisekretariat der KPÖ in Wien, 25.2.1952.

31/ Die KPÖ hatte 1946 noch einen Generalstreik für das Selbstbestimmungsrecht Südtirols organisiert. Gehler: Verspielte Selbstbestimmung? (wie Anm. 18), S. 313f.; *Tiroler Neue Zeitung*, 3.5.1946, S. 1 und 8.5.1946, S. 1f.

32/ Vgl. Pallaver: South Tyrol (wie Anm. 19), S. 153.

33/ ZPA der KPÖ, Bericht über Südtirol, 1.4.1952.

34/ Ebd. Zur Querfinanzierung von KPÖ und KPI aus Moskau nennt Victor Zaslavsky für die zweite Jahreshälfte 1950 400.000 \$ für die KPI und 100.000 \$ für die KPÖ. 1953 für die KPI insgesamt 1,5 Millionen US-Dollar. Zaslavsky, Victor: Die Finanzierung der Kommunistischen Partei Italiens durch die Sowjetunion, in: Jahrbuch für Historische Kommunismusforschung, Berlin 2010, S. 133.

35/ FIG-ReP, Bolzano 1951, MF 0335 1191–1193, Ispezione a Bolzano per l'esame della situazione del Suedtiroler.

36/ ZPA der KPÖ, Bericht über Südtirol,

1.4.1952.

37/ Ebd.; ZPA der KPÖ, Bericht über die Wahlvorbereitungen in Südtirol, 2.5.1952, Schreiben von Joseph Torggler, Meran, 23.4.1952.

38/ ZPA der KPÖ, Bericht über die Wahlvorbereitungen in Südtirol, 2.5.1952, Bericht zur Lage in Südtirol, 10./11.5.1952.

39/ ZPA der KPÖ, Bericht über Südtirol, 1.4.1952, Bericht zur Lage in Südtirol, 10./11.5.1952.

40/ Die Zahlenangaben schwanken in den KPÖ-Dokumenten zwischen 34 und 37. ZPA der KPÖ, Einige Data über die Wahlen in Südtirol, Bericht über die Besprechung mit Gen. Pelegrini [...]; *Dolomiten*, 28.5.1952, S. 3; *Der Südtiroler*, 26.4., 10.5. und 23.5.1952.

41/ ZPA der KPÖ, Bericht zur Lage in Südtirol, 10./11.5.1952.

42/ Ebd.; *Der Südtiroler*, 10.5.1952, S. 2.

43/ *Der Südtiroler*, 10.5.1952, S. 1.

44/ Ebd.

45/ ZPA der KPÖ, Bericht über Arbeit in Südtirol vom 2.–27. Oktober.

46/ Ebd.

47/ ZPA der KPÖ, Bericht über die Besprechung mit Gen. Pelegrini [...].

48/ ZPA der KPÖ, Bericht zur Lage in Südtirol, 10./11.5.1952.

49/ Gamper, Josef: Sie nannten mich den Kommunisten, in: Kiem, Othmar: Harte Arbeit – karger Lohn. Lebensgeschichten von „Fabriklern“ und anderen Lananern, Lana 1995, S. 44–45.

Holzer, Anton: Die Südtiroler Volkspartei, Thaur 1991, S. 127–129.

50/ *L'Unità*, 25.5.1952, S. 1.

51/ *Dolomiten*, 24.5.1952, S. 1; *Dolomiten*, 23.5.1952, S. 4.

52/ FIG-ReP, Bolzano 1951, MF 0335 1192, Ispezione a Bolzano per l'esame della situazione del Suedtiroler; *Der Südtiroler*, 23.5.1952, S. 1.

53/ Gamper: Kommunisten (wie Anm. 49), S. 44.

54/ Südtiroler Landesarchiv, Nachlass Silvio Flor, lfd. Nr. 75, Josef Gamper an Silvio Flor, Lana, 27.1.1956.

55/ ZPA der KPÖ, Bericht über Südtirol, 1.4.1952.

56/ Gamper: Kommunisten (wie Anm. 49), S. 44; Brief von Josef Gamper (wie Anm. 54).

57/ Zu Josef Stecher siehe: Gatterer: „Alles geben, nichts erwarten!“ (wie Anm. 17), S. 316.

58/ ZPA der KPÖ, Bericht über die Wahlvorbereitungen in Südtirol, 2.5.1952, Bericht über Arbeit in Südtirol vom 2.–27. Oktober; FIG-ReP, Bolzano 1957, MF 0449 2089, Relazione sulla situazione della Federazione di Bolzano.

59/ Zanettis Vergangenheit ist bis dato im Halbdunkel geblieben: 1908 in Frankfurt/M. geboren, dort Mitglied des *Partito Nazionale Fascista*, 1937 wegen kommunistischer Umtriebe zu einem Jahr und drei Monaten Haft verurteilt, 1938 nach Borca di Cadore, Belluno abgeschoben, hier „als Mann mit patriotischen und faschistischen Gefühlen“ aktenkundig, 1938 Militär-

dienst in Florenz, 1942 Handelstätigkeit in Mailand. Ein Redakteur der Münchner Zeitschrift *Aktuell* recherchierte 1962: „Heute bedient sich seiner [Zanettis] Aktivität, wie gesagt, der Industriellenverband in Südtirol, eine absolut deutsche, weitgehend katholisch orientierte Organisation. Für die Volkspartei ist er undurchschaubar. Die Beurteilungen reichen von ‚Frommer Katholik‘ bis zum ‚Gefährlichen kommunistischen Einschleichdieb‘.“ Fondazione Istituto Gramsci, Fondo Mosca, Fascicoli Personali, Busta 354, Pacco 49, Cartella 223, Brief Zanettis an Grieco; Rieder: Flor (wie Anm. 21), S. 137; ZPA der KPÖ, Bericht über Südtirol, 1.4.1952; Archivio Centrale dello Stato, Casellario Politico Centrale, Busta 5522, Carlo Bernardo Zanetti; Wer liest Bert Brecht in Süd-Tirol?, in: *Aktuell*, 2.6.1962, S. 26–28 (Bibliothek Tessmann in Bozen).

60/ Propagandisti in Alto Adige fiduciari del P. C. austriaco?, in: *Alto Adige*, 10.6.1952, S. 2. Furch nennt den PCI-Landessekretär Ettore Nardin als möglichen Geheimdienstkonfidenten. 1965 berichtete *L'Unità* in ihrer nationalen Ausgabe über das Ausscheiden Nardins aus der Partei. ZPA der KPÖ, Bruno Furch an Josef Tschofenig, o.D.; Furch, Bruno: Allen Gewalten zum Trotz, Wien 1993, S. 211–220; *L'Unità*, 3.3.1965, S. 2.

61/ Bruno Furch zufolge waren neben ihm auch die KPÖ-Funktionäre Max Flöckinger aus Innsbruck und Josef Tschofenig aus Kärnten von den Einreiseverboten betroffen. Furch: Allen Gewalten (Anm. 60), S. 211–220. Frei, Bruno: Die Wacht am Brenner, in: *Volksstimme*, 8.10.1967.

62/ Vgl. Kroll, Thomas: Kommunistische Intellektuelle in Westeuropa. Frankreich, Österreich, Italien und Großbritannien im Vergleich (1945–1956), Köln u.a. 2007, S. 483–484; FIG-ReP, Bolzano 1957, MF 0449 2089, Relazione sulla situazione della Federazione di Bolzano.

63/ Gatterer: „rote milben im gefieder“ (wie Anm. 25), S. 75; *Dolomiten*, 16.12.1952, S. 1.

64/ Zit. nach Rieder: Flor (wie Anm. 21), S. 172.

65/ Südtirol Handbuch (wie Anm. 16), S. 77f.; FIG-ReP, Bolzano 1957, MF 0449 2089, Relazione sulla situazione della Federazione di Bolzano.

66/ *Dolomiten*, 25.4.1953, S. 3.

67/ Vgl. Agosti, Aldo: Togliatti, der Frieden, die Katholiken, in: Jahrbuch für Historische Kommunismusforschung, Berlin 2010, S. 126f.; Pallaver: South Tyrol (wie Anm. 19), S. 155–157.

68/ ZPA der KPÖ, Einige Data über die Wahlen in Südtirol; *Der Südtiroler*, 5.7.1952, S. 1.

69/ Die Linke in Südtirol, in: *Volksstimme*, 2.8.1964.

70/ Vgl. Gatterer: „rote milben im gefieder“ (wie Anm. 25), S. 110–115 und 155–162.

71/ FIG-ReP, Bolzano 1949, MF 0301 0892–0897, Ispezione Federazione Bolzano.

72/ Kreisky, Bruno: Im Strom der Politik. Der Memoiren zweiter Teil, Wien 1988, S. 157.

73/ *Der Südtiroler*, 23.5.1952, S. 1.

### [www.klahrgesellschaft.at](http://www.klahrgesellschaft.at)

- Sämtliche Beiträge aus den „Mitteilungen“ 1994–2013 im Volltext.
- Übersicht über aktuelle und bisherige Veranstaltungen der AKG seit 1993.
- Bibliographie zur Geschichte der Kommunistischen Partei Österreichs.
- Publikationen der ALFRED KLAHR GESELLSCHAFT und Bestellmöglichkeit.

# „Noch nie hat sich mein Papierkorb derart rasch gefüllt...“

Mira Lobes Kinderbücher in den kommunistischen Verlagen „Globus“ und „Schönbrunn“

MANFRED MUGRAUER

**M**ira Lobe, deren Geburtstag sich im September zum hundertsten Mal jährt, hat weit über 100 Bücher für Kinder unterschiedlichen Alters verfasst, die bis heute immer wieder Neuauflagen erleben. Allein ihre beiden wohl bekanntesten Werke, „Die Omama im Apfelbaum“ (1965) und „Das kleine Ich bin Ich“ (1972), haben eine Auflagenhöhe von über 600.000 Exemplaren erreicht, zahlreiche ihrer vielfach ausgezeichneten Werke wurden in mehr als 30 Sprachen übersetzt. Weniger bekannt ist heute, dass Lobes Etablierung im literarischen Leben Österreichs unter kommunistischen Vorzeichen stattfand, erschienen doch ihre Kinderbücher in den 1950er Jahren zunächst im kommunistischen *Globus-Verlag* bzw. im ebenso im Einflussbereich der KPÖ stehenden *Schönbrunn-Verlag*, was in Lobes damaliger Mitgliedschaft in der Kommunistischen Partei begründet liegt. Insgesamt ist Lobes literarisches Schaffen im Umfeld der KPÖ und ihr anschließender Wechsel zum sozialdemokratischen Verlag *Jungbrunnen* ein gutes Beispiel dafür, wie Politik- und Kulturgeschichte, Literatur- und Verlagsgeschichte zusammenwirkten.<sup>1</sup>

## Görlitz – Berlin – Palästina

Mira Lobe wurde am 17. September 1913 als Hilde Mirjam Rosenthal in der niederschlesischen Handelsstadt Görlitz in eine jüdische Kaufmannsfamilie geboren.<sup>2</sup> Nach dem Besuch der Volksschule absolvierte sie hier das Gymnasium, wo sie 1933 maturierte. Ihre Mitgliedschaft in der *Sozialistischen Arbeiterjugend* (SAJ) hätte ihr hier beinahe den „Hinausschmiß aus der Höheren-Töchter-Anstalt gebracht“,<sup>3</sup> wie sich Lobe später erinnerte. Danach inskribierte sie an der Berliner Universität, wo ihr jedoch nach der Machtübernahme der Nazis aufgrund der NS-Hochschulgesetze das weitere Studium verwehrt blieb. Vor diesem Hintergrund lernte sie an der Textil- und Modeschule in Berlin Maschinenstricken und bereitete sich auf die Emigration nach Palästina vor. Hier sollte sie von 1936 bis 1950 die nächsten 14 Jahre ihres Lebens verbringen. Lobe arbeitete in Palästina in verschiedenen Berufen, zunächst an Strickmaschinen, dann als Hausgehilfin

und Putzfrau, sowie später als Buchbinde-lerin. 1940 heiratete sie den um 25 Jahre älteren Schauspieler und Regisseur Friedrich Lobe, der seit 1933 am Arbeitertheater „Ohel“ in Tel Aviv wirkte, wo er bis 1950 insgesamt 21 Theaterstücke inszenierte.<sup>4</sup> Vor seiner Flucht aus Hitlerdeutschland hatte Lobe an den Theatern in Frankfurt/M., Berlin, Düsseldorf und Hamburg gearbeitet, zuletzt als stellvertretender Direktor des Thalia-Theaters.

Bereits als Illustratorin von Kinderbüchern tätig, begann Mira Lobe 1943 mit ihrer schriftstellerischen Tätigkeit, wobei sie zu diesem „langjährigen Wunsch“, wie sie selbst schreibt, von ihrem Mann angespornt wurde. 1947/48 verfasste sie ihre ersten Kinderbücher, die in hebräischer Sprache veröffentlicht wurden: „Es gelang mir eine Reihe Bücher in Palästina erfolgreich zu veröffentlichen, ich litt aber immer darunter, dass meine Arbeiten aus der deutschen Muttersprache [...] ins inadäquate Hebräische übersetzt werden mussten.“<sup>5</sup>

## Aufnahme in die KPÖ

Als sich Friedrich Lobe 1950 im Rahmen eines Gastspiels des „Ohel“-Theaters in London aufhielt, verließ er dort seine Truppe, um nach Wien zu fahren, wo er einen Vertrag mit dem *Neuen Theater in der Scala*, zunächst für ein mehrmonatiges Gastspiel,<sup>6</sup> abschloss. Bis zur Schließung des Theaters im Jahr 1956 war Lobe als Schauspieler und Regisseur an diesem von KPÖ-Remigranten gegründeten Haus engagiert. Er gehörte der KPÖ zwar nicht als Mitglied an, musste aber miterleben, wie die *Scala* in diesen Jahren des kulturellen Kalten Krieges zum permanenten Angriffsziel antikommunistischer Kampagnen und Diffamierungen wurde. In diesem geistigen Klima kam auch Mira Lobe im August 1950 nach Wien aus der Emigration zurück. Mit einem fertigen Manuskript in der Tasche machte sie sich auf die Suche nach einem Verlag. 1951 kam ihre 1948 zunächst in hebräischer Sprache im Verlag Twersky in Tel Aviv erschienene Erzählung „Insu-Pu, die Insel der verlorenen Kinder“, eine Robinsonade für das Hauptschulalter, im Verlag *Waldheim-Eberle* in Wien heraus.<sup>7</sup> Die Erzählung handelt von elf Kindern verschiedenster

Herkunft, die bei einer Schiffskatastrophe auf eine kleine Insel verschlagen werden und dort ein Gemeinwesen gründen. Es ist dies das einzige Buch Lobes aus ihrer Exil-Zeit, das nach ihrer Rückkehr auch in Österreich erschien.<sup>8</sup> Die Zusammenarbeit Lobes mit *Waldheim-Eberle* wurde jedoch nicht mehr fortgesetzt, nachdem der Verlag versucht hatte, Lobe um das Honorar zu prellen.<sup>9</sup>

In dieser Situation kam es 1951 zum Vertragsabschluss für ein Kinderbuch mit dem *Globus-Verlag*,<sup>10</sup> mit dessen Direktor Alois Rottensteiner sie anschließend in engem inhaltlichem Austausch stand. Lobe konnte sogar bereits vor Vertragsabschluss einen Vorschuss durchsetzen.<sup>11</sup> Während ihrer Arbeit an „Anni und der Film“ bat sie schließlich um Aufnahme in die KPÖ. „Ich gestehe gerne, dass die mir völlig neue Zusammenarbeit mit dem Direktor und den Lektoren in weltanschaulicher Hinsicht viel gegeben hat und mir neue, sehr wertvolle Perspektiven in jeder Weise: pädagogisch, literarisch, politisch eröffnet“, schrieb sie in ihrem an das ZK der KPÖ gerichteten Aufnahmeantrag: „Da wir hoffen, in Wien bleiben zu können, bitte ich hiermit um die Aufnahme in die K.P.Ö.“<sup>12</sup> Berücksichtigt man die verlagstechnischen Rahmenbedingungen und auch den Umstand, dass Lobe, die in der Emigration erst spät zu schreiben begonnen hatte, auch darauf angewiesen war, mit ihren Kinderbüchern das eigene Überleben zu sichern, dürfte Wolf Harranth mit seiner Einschätzung vom „ehrlichen wie doch situationsbedingten Beitritt zur KPÖ“<sup>13</sup> der Wirklichkeit sehr nahe kommen.

Eigenen Angaben zufolge hatte Lobe erstmals 1939 Kontakt zur damals illegalen KP Palästinas gesucht: „Ich beteiligte mich an der Arbeit in der ‚Roten Hilfe‘, beherbergte Vervielfältigungsmaschinen bei mir, da ich mit Mutter und Schwester in bürgerlichem Haushalt lebte und somit für konspirative Arbeit besonders geeignet schien.“ Anlässlich der Spaltung der Partei verlor sie jedoch bereits ein Jahr später den Kontakt, da jene GenossInnen, mit denen sie bisher verbunden war, die Partei verließen. Deshalb hatte sie sich am Parteileben „in den letzten Jahren [...] nur als Sympathisierende innerhalb des deutschsprachigen Kreises der



Mira Lobe mit ihren Kindern Reinhardt und Claudia.

kommun[istischen] Partei Israels beteiligt“, wie sie in ihrem an die Partei gerichteten Lebenslauf ausführte.

### „Anni und der Film“

„Anni und der Film“<sup>14</sup> ist die Geschichte eines einfachen Wiener Mädels, eines Arbeiterkindes, das durch Zufall zum Film kommt, aber bald erkennen muss, dass in der „Traumfabrik“ nicht alles Gold ist, was glänzt. Anni sieht ein, dass sie für die Schauspielerei kein Talent hat und beginnt vernünftigerweise mit einer Schneiderlehre. Das Buch verstand sich als „Beitrag im Kampf gegen den Schundfilm, der heute mehr denn je unsere Jugend bedroht“, wie in Rezensionen in kommunistischen Zeitungen zu lesen war,<sup>15</sup> und erschien zu einem Zeitpunkt, als die kommunistische Polemik gegen „Schmutz und Schund“ ihren Höhepunkt erreichte. Der Amerikanisierung des Kulturlebens sollten die humanistischen Traditionen und fortschrittlichen Tendenzen der österreichischen Kultur entgegen gehalten werden, was sich auch im Bereich der Kinder- und Jugendliteratur entsprechend niederschlagen sollte. Bis zu diesem Zeitpunkt waren in diesem Genre im *Globus-Verlag* vor allem ältere Werke wie Hermynia Zur Mühlens „Was Peterchens Freunde erzählen“<sup>16</sup> (1921) oder „Sally Bleistift in Amerika“<sup>17</sup> (1935) von Mary MacMillan (d.i. Auguste Lazar) erschienen, die der proletarisch-revolutionären Tradition der 1920er und 1930er Jahre verpflichtet waren, oder Bücher ausländischer AutorInnen wie „Timur und seine Freunde“<sup>18</sup> des sowjetischen Jugendschriftstellers Arkadij Gajdar oder „Kleines Fräulein Robinson“<sup>19</sup> der Tschechin Marie

Majerová. Eher auf Buben zugeschnitten waren die Bücher Karl Bruckners „Pablo der Indio“ und „Die Spatzenelf“ (beide 1949). Als Aufgabe stand „eine stärkere Hinwendung zum Österreichischen“, sowohl im sprachlichen Ausdruck als auch hinsichtlich der Themenwahl.<sup>20</sup>

„Anni und der Film“ war demgemäß ein deutlich marxistisch motiviertes, auf der damaligen kulturpolitischen Linie der KPÖ liegendes Buch, was Lobe offenbar nicht leicht fiel: „Noch nie in meinem Leben ist mir etwas derart schwer gefallen, noch nie habe ich so gezweifelt, ob ich überhaupt schreiben kann. Alle 2 Kapitel gibt’s einen toten Punkt. Und noch nie hat sich mein Papierkorb derart rasch gefüllt wie augenblicklich“, schrieb Lobe am 3. März 1952 an Rottensteiner, der auf die bereits für Dezember des Vorjahres vereinbarte Herausgabe des Buches drängte. Erst im Dezember 1952 war es dann soweit, jedoch soll „Anni und der Film“ dem Direktor des Buchverlags „immer noch zu wenig marxistisch“ geraten sein, wie Harranth in Anlehnung an ein späteres Interview mit Lobe (1984) anmerkt.<sup>21</sup> Die Jugendschriftenkommission im Bundesministerium für Unterricht wiederum kritisierte ein zu „starkes Auftragen von Tendenz“ und lehnte so die Aufnahme des Buches in seine Empfehlungsliste ab.<sup>22</sup> „Anni und der Film“ erschien in einer Auflage von 5.000 Stück, davon 3.000 für den *Globus-Verlag* und 2.000 für die kommunistische Buchgemeinschaft *Die Buchgemeinde*,<sup>23</sup> erlebte danach aber keine Neuauflage.

### „Der Tiergarten reißt aus“

Aus dieser Konstellation erklärt sich wohl auch der Wechsel von Mira Lobe

zum ebenfalls der KPÖ nahestehenden *Schönbrunn-Verlag*, dessen Leiter Hans Eberhard Goldschmidt nun zum „eigentlichen Entdecker und Förderer“<sup>24</sup> von Lobe wurde. Goldschmidt war nach seiner Rückkehr aus dem britischen Exil zunächst als Vorgänger Rottensteiners für den *Globus*-Buchverlag tätig und übernahm im Jänner 1948 im Auftrag der Partei den *Schönbrunn-Verlag*, dessen Profil nun in Absprache mit *Globus* geschärft wurde. Hier erschienen in den folgenden Jahren fünf Bücher von Mira Lobe, wodurch sich der Verlag ebenso einen Namen machte wie durch die Übernahme von Karl Bruckners Best- und Longseller „Die Spatzenelf“ ins Verlagsprogramm.

Den Auftakt machte 1953 „Der Tiergarten reißt aus“,<sup>25</sup> ein Buch, das in einer Auflage von 10.000 Exemplaren (1.000 für die *Buchgemeinde*) erschien und bis ins Jahr 1976 hinein bei *Schönbrunn* neu aufgelegt wurde, wobei auch Exporte in die DDR eine große Rolle spielten. „Tiergarten“, geschrieben für Sechs- bis Zwölfjährige, ist damit das erfolgreichste Buch Lobes, das in einem kommunistischen Verlag erschien. Es markiert auch den Beginn der jahrzehntelangen Zusammenarbeit Lobes mit der Illustratorin Susanne (Susi) Weigel. Die Geschichte schildert den Traum des Töchterchens eines Tierwärters: In diesem reißen die Tiere des Tiergartens aus – angeregt durch die Lektüre eines Tierbuches, in dem ein schöner, moderner Zoo abgebildet ist, in dem die Tiere frei herumlaufen, es ihnen nicht an Licht und Bewegungsfreiheit fehlt und sie nur durch breite Gräben von den Menschen getrennt sind. Sie befreien sich aus ihren engen Käfigen und ziehen protestierend in die Stadt, wo sie allerlei Unfug anstellen. Als der aufgebrachte Polizeipräsident gar auf die Tiere schießen lassen will, gelingt es ihren kleinen Freunden Hans und Trude sie zu überreden, sich doch nützlich zu machen und zu arbeiten (im Klappentext heißt es dazu: „Aber wer in Freiheit leben will, muss sich anständig benehmen, und wer essen will, muss auch arbeiten.“). So eröffnet der Löwe im „Pftotenumdrehen“ eine Arbeitsvermittlungsstelle für stellenlose Tiere, worauf wir den Elefanten in einer Autoreparaturwerkstätte sehen, den Wolf in einer Theateraufführung bei Rotkäppchen, die Giraffe beim Tapezierer, den Waschbären als Waschfrau, die Brillenschlange als Reklame für einen Optiker usw. Aufgrund dieser Parallelen zu menschlichen Institutionen erhält das Kinderbuch stellenweise den Charakter

einer Gesellschaftssatire. Als den Tieren versprochen wird, dass sie einen modernen Tiergarten bekommen werden, kehren sie wieder in den Zoo zurück. Für „Tiergarten“ gilt in besonderem Maße jenes Urteil, das auch das Gesamtwerk Lobes charakterisiert: Sie bringt es zustande, zu lehren, ohne belehrend zu wirken, die Sozialkritik ihrer phrasenlos wirkenden Bücher benötigt keinen Zeigefinger. Sie „verpackt ihre Botschaften behutsam und verschlüsselt“, so der Salzburger Germanist Karl Müller: sie spricht die Sprache der Kinder, in deren Köpfe und Herzen sie „aufklärerisch-humanistischen Geist“ schmuggeln will.<sup>26</sup>

### „Bäbu“ – „Anderl“ – „Bärli hupf(t weiter)“

1954 folgte „Der Bärenbund (Die Sieben von Bäbu)“,<sup>27</sup> die Geschichte einer kleinen Geheimorganisation, die es sich zur Aufgabe gestellt hat, immer da zu helfen, wo es Not tut, besonders den Kindern, die Schutz und Hilfe bedürfen. Der Band erschien in einer Auflage von 7.000 Stück (1.000 für die *Buchgemeinde*) und wurde von der Jugendschriftenkommission – im Gegensatz zu allen anderen ihrer bei *Schönbrunn* publizierten Bücher – nicht in die Liste empfehlenswerter Bücher aufgenommen,<sup>28</sup> was den Titel „kaputt gemacht“ habe, wie Lobe später selbst einschätzte.<sup>29</sup> Der Titel erlebte keine weitere Auflage.

In einer Auflagenhöhe von 6.000 Exemplaren (1.000 für die *Buchgemeinde*) kam 1955 „Der Anderl“<sup>30</sup> heraus, in dem der historische Ablauf des Tiroler Freiheitskampfes von 1809 zum Erlebnis eines jungen Menschen wird, nämlich des elfjährigen Andreas Speckbacher, dessen Vater, der Bauernkommandant Josef Speckbacher, ein Mitstreiter von Andreas Hofer war. „Der Anderl“ ist damit einer von nur zwei historischen Romanen aus der Feder Mira Lobes (der andere ist die Künstlerbiographie „Meister Thomas in St. Wolfgang“ aus 1965), die heute beide weitgehend in Vergessenheit geraten sind. Das Titelbild zeichnete der bekannte Kitzbüheler Maler und Architekt Alfons Walde.

„Bärli Hupf“,<sup>31</sup> die Geschichte eines Teddybären und seines Freundes Kasperl, die um die weite Welt ziehen, erstmals erschienen 1957 in einer Auflage von 6.500 Exemplaren (1.000 für die *Buchgemeinde*), erlebte bis 1973 insgesamt acht Auflagen. Ebenso erfolgreich war die Fortsetzung „Bärli hupft weiter“,<sup>32</sup> 1968 in einer Auflage von 12.000 Stück als „Nachzügler“ bei *Schönbrunn*

herausgekommen, die bis 1973 viermal aufgelegt wurde, wobei bereits im Erscheinungsjahr eine zweite Auflage in der Höhe von 10.000 Exemplaren folgte.

Der ausgesprochene Erfolg von „Bärli Hupf“ hatte auch damit zu tun, dass hierin eine beliebte Fortsetzungsgeschichte aus *Unsere Zeitung* (UZ) zusammengefasst wurde. Die UZ erschien seit 1946 als Zeitung der *Demokratischen Vereinigung Kinderland*, einer der KPÖ nahestehenden Kinder- und Elternorganisation. Sie erfreute sich über die engeren Parteikreise hinaus einer gewissen Beliebtheit und erschien zunächst in einer hohen Auflage, die vor 1948 noch bei über 100.000 Exemplaren lag und schließlich bis 1952 auf 45.000 sank.<sup>33</sup> Die große Bedeutung der UZ für Lobes Bindung an die KPÖ wurde bisher in der Forschungsliteratur über die Autorin weitgehend vernachlässigt. In den Werkverzeichnissen findet sich kein Hinweis auf ihre hier veröffentlichten Texte. Allein der Kinder- und Jugendzeitschriftenforscher Peter Lukasch hebt auf seiner Homepage die zahlreichen Beiträge Lobes für die UZ hervor, nämlich die Fortsetzungsromane „Der Diebstahl“ (1952/53), „Wein doch nicht, Edith“ (1953), sowie „Das Sechserhaus“ (ab 1951), der unter den Titeln „Die Geschichte von Fritz und den Schundbücheln“, „Der Bunselki steht Kopf“ (1955) und „Der Bunselki kämpft um Peter den Großen“ (bis 1957) fortgeführt wurde und 1954 als Vorlage für den „Bärenbund“ diente. Zwischen 1953 und 1960 erschien die Serie „Was Pockerl erlebte“ mit Illustrationen von Susi Weigel, die von Lobe auch in „Bärli Hupf“ und „Bärli hupft weiter“ verarbeitet wurde.<sup>34</sup>

Neben dem *Globus-* und *Schönbrunn-Verlag* und der UZ war Lobe in weitere Gestaltungsabläufe der KPÖ integriert: Im Zentralorgan der Partei, der *Österreichischen Volksstimme*, und auch in der kommunistischen, von Eva Priester geleiteten Wochenzeitung *Die Woche* lassen sich Reportagen aus ihrer Feder

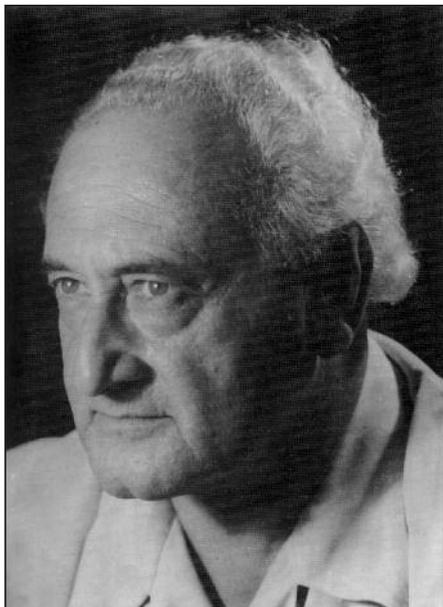


Friedrich Lobe und Emil Stöhr verabschieden sich am 28. August 1956 von ihren Familien, um nach Berlin zu fahren, wohin sie ans Deutsche Theater engagiert wurden.

nachweisen, etwa über ihren Besuch einer Schule für 200 schwererziehbare Kinder im Alter von 6 bis 14 Jahren.<sup>35</sup> In der *Gruppe der kommunistischen Schriftsteller* war sie in der Leitung aktiv.<sup>36</sup> Für die *Scala* verfasste Lobe „Herr Hecht und der Geheimverein“, ein sozialkritisches, nämlich Arbeitslosigkeit thematisierendes Jugendstück, das im Milieu einfacher arbeitender Menschen spielt und im März 1953 unter der Regie von Otto Tausig aufgeführt wurde. „In dem Stück wird versucht, eine Frage aufzuwerfen, die von den Kindern täglich gestellt werden könnte: Kann man gegen ein soziales Unrecht, das sich in nächster Nähe vor unseren Augen abspielt, etwas machen?“, erläuterte Lobe im Programmheft.<sup>37</sup> Nach jeder Aufführung fand mit den jugendlichen Besuchern eine Diskussion statt.<sup>38</sup>

### Neue literarische Heimat

Die Jahre 1956/57 markiert in mehrerer Hinsicht eine Wende im Leben und Schaffen von Mira Lobe. Ebenso wie der ihr politisch und menschlich nahestehende Leiter des *Schönbrunn-Verlags* Goldschmidt trat sie infolge der Ereignisse in Ungarn im November 1956 aus der KPÖ aus. Es dürfte sich dabei um einen „stillen“ Schritt, also um keine demonstrative



Friedrich Lobe (1889–1958)

Maßnahme mit entsprechendem medialem Echo, gehandelt haben. Unterlagen über ihren Parteiaustritt sind keine vorhanden, weshalb er sich auch nicht exakt datieren lässt und möglicherweise etwas später als bisher angenommen – aller Voraussicht nach Mitte 1957 – erfolgt ist. Ihr Sohn Reinhardt berichtet von heftigen Diskussionen mit GenossInnen über die sowjetische Intervention in Ungarn, auch mit Ernst Fischer, der zu ihren Freunden zählte.<sup>39</sup> Fest steht, dass ihr Austritt aus der KPÖ zu keinem völligen Bruch mit der Partei führte. Lukasch vermutet gar, dass sie bis zur Einstellung der UZ im Jahr 1960 ihre dortige (namentlich nicht gezeichnete) Serie fortführte. Trotz ihres Parteiaustritts und des gleichzeitigen Ausscheidens von Goldschmidt (Lobes späteren Lebensgefährten) aus dem *Schönbrunn-Verlag* fragte die neue Verlagsleitung noch am 22. September 1958 bei Lobe an, ob sie im kommenden Jahr ein Buch beisteuern könne: „Wir sind mit der Ausarbeitung unseres Verlagsplanes für das kommende Jahr beschäftigt und würden gerne wissen, ob wir in absehbarer Zeit mit einem neuen Manuskript aus Ihrer Feder rechnen können.“ Dem Schreiben vorangegangen war ein Gespräch Lobes mit Hans Molik, dem Buchhalter und nunmehr einzigen Angestellten des Verlags, in dessen Rahmen Pläne für ein neues „Mädchenbuch“ erörtert wurden.<sup>40</sup> Der *Schönbrunn-Verlag* entfaltete in weiterer Folge de facto keine weiteren eigenständigen Aktivitäten mehr, sondern brachte vor allem in sozialistischen Ländern erschienene Bücher in Lizenz heraus.

Der *Schönbrunn-Verlag* hat es Lobe zudem nicht immer leicht gemacht. In ihren

Briefen finden sich Klagen über zu niedrige Honorare (in der Regel zehn Prozent des Verkaufspreises, in einem Fall gar nur 7,5%), jene seien nach der Abrechnung am Jahresende „ziemlich mittelpärchtig ausgefallen“. Bitter beklagte sie sich über die „Kleinlichkeit“ des Verlags: Jener hatte Lobes ihre eigenen Bücher, die sie den Verlag als Weihnachtsgeschenk an Freunde zu schicken bat, zum vollen Preis verrechnet. Gleichzeitig informierte Lobes Ende Jänner 1958 darüber, dass sie – gemeinsam mit ihrer bewährten Illustratorin Susi Weigel – Aufträge „von der ‚Konkurrenz‘“ habe, was *Schönbrunn* jedoch nicht weiter ärgern solle.<sup>41</sup>

Diese „Konkurrenz“ war der Verlag *Jungbrunnen*, der Verlag der *Kinderfreunde* der SPÖ, bei dem Lobes ihre neue literarische Heimat gefunden hatte. Dieser Wechsel war – wie auch bei Karl Bruckner, der die KPÖ bereits 1951 verlassen hatte<sup>42</sup> – vor allem mit dem Wirken Jakob Bindels verbunden, der als Bundessekretär der *Kinderfreunde* nicht nur den *Jungbrunnen-Verlag*, sondern gleichzeitig auch den Verlag *Jugend & Volk*, den Verlag der Stadt Wien, leitete. Obwohl der *Schönbrunn-Verlag* bis 1957 ihr Stammhaus blieb, hatte Lobes bereits in den Jahren ihrer KPÖ-Mitgliedschaft Kontakte zum *Jungbrunnen-Verlag* geknüpft, nachdem sie 1954 eingeladen worden war, für die Weihnachtsaktion der *Kinderfreunde*<sup>43</sup> (also außerhalb des Buchhandels) ein Bilderbuch zu gestalten. So wurde „Hänschen klein“<sup>44</sup> 1954 ebenso als Weihnachtsgeschenk für Kinder verwendet wie 1956 „Flitz der rote Blitz“,<sup>45</sup> beide mit Illustrationen von Susi Weigel. Die vom Verlag so beworbenen „Mira-Susi-Bilderbücher“ blieben bis in die 1960er Jahre hinein fixer Bestandteil dieser Weihnachtsaktion. 1957 erschien schließlich im Verlag *Jungbrunnen* die Auftragsarbeit „Titi im Urwald“, für die sie 1958 die erste öffentliche Auszeichnung, den Österreichischen Kinder- und Jugendbuchpreis, erhielt.

### Antikommunistische Kampagne

Mira Lobes lebte 1957/58 in Berlin, was vor allem einen familiär-beruflichen Hintergrund hatte, war sie doch Friedrich Lobes in die Hauptstadt der DDR nachgefolgt war, der 1956 nach der Schließung der *Scala* am *Deutschen Theater* in Berlin ein Engagement gefunden hatte. Ihre Bücher waren zu diesem Zeitpunkt aufgrund von Exporten in der DDR gut bekannt. 1958 erschien im Berliner *Kinderbuchverlag* ihr einziges neues Buch während des DDR-Aufenthalts, nämlich

„Die Geschichte von Tapps“. „Der Anderl“ wurde vom *Kinderbuchverlag* im selben Jahr in Lizenz übernommen. Lizenzausgaben von „Tiergarten“ und „Bärenbund“ scheiterten 1957/58 trotz bereits erfolgtem Vertragsabschluss an devisentechnischen Problemen.<sup>46</sup> Insgesamt wurde das Zwischenspiel der Lobes in Berlin aber – in den Worten Harranths – zu einem „Fiasko“,<sup>47</sup> weshalb das Ehepaar 1958 nach Wien zurückkehrte, wo Friedrich Lobes am Theater in der Josefstadt ein Engagement erhielt.

Dass auch zu diesem Zeitpunkt der Antikommunismus aus dem kulturellen Leben nicht wegzudenken war, musste Friedrich Lobes bald in voller Schärfe erfahren, blieben ihm doch unliebsame Erfahrungen mit Hans Weigel, dem Hauptinitiator des Brecht-Boykotts in Österreich, nicht erspart. Zunächst übernahm Lobes die Regie für „Daniel in der Löwengrube“ von Anneliese Fritz-Eulau, die – vormals Musikreferentin der *Russischen Stunde der Ravag* – aus der KPÖ ausgetreten war und in diesem „gewaltigen antikommunistischen Stück“<sup>48</sup> (Otto Tausig) mit ihrer politischen Vergangenheit abrechnete. Mehr aus künstlerischen denn aus politischen Gründen legte Lobes schließlich im September 1958 die Regie für die am *Theater der Courage* geplante Premiere zurück,<sup>49</sup> was eine Pressekampagne durch Hans Weigel zur Folge hatte. So initiierte er Ende September eine Diskussion im *Institut für Wissenschaft und Kunst*, in deren Rahmen Lobes zum Vorwurf des politischen Opportunismus Stellung beziehen sollte. Lobes nahm an dieser Veranstaltung zwar nicht teil, als er jedoch erfuhr, dass ihn Weigel dort als einen „geistigen Agenten des Ostens“ bezeichnet haben soll, erlitt er einen Schlaganfall, dem er knapp zwei Monate später erlag.<sup>50</sup> Bereits wenige Monate zuvor hatte Weigel vier *Scala*-SchauspielerInnen, die nach Berlin gegangen waren (Wolfgang Heinz, Karl Paryla, Erika Pelikowsky, Hortense Raky), als „als Künstler getarnte Agenten“ verleumdet, die während ihrer Gastspiele in der BRD „für den ostdeutschen Geheimdienst“ spionieren würden.<sup>51</sup>

Dieser Vorfall hatte 1962/63 ein juristisches Nachspiel, nachdem die kommunistische Kultur- und Intellektuellenzeitschrift *Tagebuch* im Oktober 1962 Weigel im Zusammenhang mit einer seiner Theaterkritiken einen „stadtbekanntem Giftspucker“ bezeichnet hatte und dieser darauf einen Ehrenbeleidigungsprozess anstrebte. Die Beklagten, der Chef-

redakteur Bruno Frei und der verantwortliche Redakteur Walter Hollitscher, boten den Wahrheitsbeweis an und führten die Ereignisse des Jahres 1958 rund um Friedrich Lobe ins Treffen, der den „Hexenjägern, unter denen Hans Weigel zweifellos der markanteste war, zum Opfer“ gefallen sei.<sup>52</sup> Mira Lobe legte im Rahmen der Verhandlung am 18. November 1963 mehrere Schriftstücke vor, u. a. ein Gedächtnisprotokoll und einen Brief ihres Mannes an Weigel, aus denen klar hervorging, dass dieser nicht wegen seiner Verbundenheit mit der KPÖ, sondern aus künstlerischen Gründen – wie vier weitere Regisseure auch – die Regie zurückgelegt hatte.<sup>53</sup>

### Rückgabe der Rechte

Lobes schriftstellerische Karriere nahm in den folgenden Jahren einen glänzenden Verlauf, sie wurde zu einer der bedeutendsten und angesehensten Kinder- und JugendbuchautorInnen Österreichs. 1980 war sie die erste Preisträgerin des Österreichischen Würdigungspreises für Kinder- und Jugendliteratur. Ihre ersten literarischen Erfolge in kommunistischen Verlagen gerieten in Vergessenheit bzw. wurde ihre kommunistische Vergangenheit mitunter bewusst umgedeutet und verfälscht: So erschien 1965 im Lehrerjahrbuch *Die Barke* ein erstes Portrait von Lobe, in dessen Rahmen auch ihre bisherigen Jugendbücher aufgelistet wurden. In diesem Zuge wurde „Der Anderl“ nicht als *Schönbrunn*-Produktion, sondern nach der *Donauland*-Ausgabe ausgewiesen, „Tiergarten“ wurde als *Boje-Verlag* 1953 angegeben, obwohl der Titel 1953 bei *Schönbrunn* erschienen war und erst 1960 beim Stuttgarter *Boje-Verlag* in Lizenz erschien.<sup>54</sup>

Bis in die 1970er Jahre hinein erlebten „Tiergarten“, sowie „Bärli Hupf“ und „Bärli hupft weiter“ im *Schönbrunn-Verlag* mehrere Auflagen. Anfang der 1980er Jahre war der Verkauf des „Tiergartens“ – wie in einer verlagsinternen Gedächtnisnotiz zu lesen ist – jedoch „fast auf Null“ gesunken. Ebenso waren die Exportchancen in die DDR zurückgegangen. Als der *Jungbrunnen-Verlag* in dieser Situation die Herausgabe eines Lobe-Readers plante, wurden die Rechte an die Autorin zurückgegeben und die restlichen 1.200 Exemplare von „Tiergarten“ „günstig an Hintermayer abgestoßen“, also verramscht.<sup>55</sup> Die Neuauflagen jener Bücher Lobes, die in den 1950er Jahren bei *Schönbrunn* erschienen waren und nunmehr von *Jungbrunnen* herausgegeben werden konnten, wur-



### Bücher von Mira Lobe in kommunistischen Verlagen

|                                 |  |
|---------------------------------|--|
| <b>Anni und der Film</b>        | 1952   |
| <b>Der Tiergarten reißt aus</b> | 5 Auflagen: 1953, 1956, 1963, 1964, 1976                   |
| <b>Der Bärenbund</b>            | 1954   |
| <b>Der Anderl</b>               | 1955   |
| <b>Bärli Hupf</b>               | 8 Auflagen: 1957, 1961, 1963, 1965, 1966, 1967, 1969, 1973 |
| <b>Bärli hupft weiter</b>       | 4 Auflagen: 1968, 1968, 1971, 1973                         |



den erneut ein Erfolg. So sind die drei erwähnten damaligen Erfolgstitel nach mehreren Auflagen auch heute noch lieferbar. Zwar wurde 1982 und zuletzt 1992 auch „Bärenbund“ neu aufgelegt, dieser Titel ist heute aber nicht mehr erhältlich. „Der Anderl“ war bereits 1974 und 1981 mit allen Rechten vom Innsbrucker *Tyrolia-Verlag* übernommen worden, allein das der kommunistischen Kulturpolitik der frühen 1950er Jahre verpflichtete Buch „Anni und der Film“ erfuhr nach seinem erstmaligen Erscheinen keine weitere Auflage mehr.

Mira Lobe lebte zuletzt sehr zurückgezogen in ihrer Wohnung in Wien-Döbling. Sie ist am 6. Februar 1995 in Wien gestorben.

#### Anmerkungen:

1/ Auf dieses enge Zusammenwirken von Werk, Biographie und Zeitumständen, also auf die spezifischen Rahmenbedingungen, in denen Lobes Bücher in den 1950er Jahren auf den Markt gelangten, hat auch Wolf Harranth, jahre-

lang Lobes Lektor im Verlag *Jungbrunnen*, aufmerksam gemacht (Harranth, Wolf: „Und dann ist es so geworden...“ Einige Bemerkungen zu den Zeitumständen und ihren Auswirkungen auf Biografie und Werk von Mira Lobe, 1947–1958, in: Lexe, Heidi/Seibert, Ernst (Hg.): Mira Lobe ... in aller Kinderwelt. Wien: Edition Praesens 2005 (Kinder- und Jugendliteraturforschung in Österreich, Bd. 7), S. 19–28).

2/ Zu den biographischen Eckdaten vgl. Harranth, Wolf: „Das könnt' ich können“. Ansätze zu einer Biographie, in: Freiheit ist besser als Speck. Texte für Mira Lobe, zusammengestellt zu ihrem 80. Geburtstag. Wien, München: Verlag Jungbrunnen 1993, S. 7–19.

3/ Jantsch, Irmgard: Mira Lobe, in: Die Barke. Lehrer-Jahrbuch 1965, hg. vom Österreichischen Buchklub der Jugend, S. 326–331, hier S. 327.

4/ Schirrmeyer, Sebastian: Das Gastspiel. Friedrich Lobe und das hebräische Theater 1933–1950. Berlin: Neofelis Verlag 2012 (Jüdische Kulturgeschichte in der Moderne, Bd. 1), S. 56 und 59–77.

5/ Zentrales Parteiarchiv (ZPA) der KPÖ, Lebenslauf, o.D. [1951], S. 1.

6/ Scala bringt „Die Kleinbürger“ von Gorkij, in: *Weltpresse*, 6.10.1950, S. 6.  
 7/ Insu-Pu. Die Insel der verlorenen Kinder. Wien: Verlag Waldheim-Eberle 1951. 1953 erschien eine Ausgabe für die *Österreichische Buchgemeinschaft*.  
 8/ Shavit, Zohar: Zwischen Kinder-Insel und Insu-Pu. Wie der hebräische Text von Mira Lobe für die österreichischen Kinder geändert wurde, in: Lexe/Seibert (Hg.): Mira Lobe (wie Anm. 1), S. 67–85.  
 9/ Harranth: Bemerkungen (wie Anm. 1), S. 20.  
 10/ ZPA der KPÖ, Archiv des Globus-Verlags, Vertrag über „Anni und der Film“, 18.9.1951.  
 11/ ZPA der KPÖ, Mira Lobe an Alois Rottensteiner, 24.8.1951.  
 12/ ZPA der KPÖ, Lebenslauf, o.D. [1951], S. 2.  
 13/ Harranth: Bemerkungen (wie Anm. 1), S. 23.  
 14/ Anni und der Film. Mädchenroman. Wien: Globus Verlag 1953. Der Titel wurde bereits im Dezember 1952 ausgeliefert.

15/ Für den Weihnachtstisch, in: *Wahrheit*, 10.12.1953, S. 2; Bücher für unseren Weihnachtstisch, in: *Freies Burgenland*, 13.12.1953, S. 11.  
 16/ Zur Mühlen, Hermynia: Was Peterchens Freunde erzählen. Märchen. Wien: Globus Verlag 1946 (Buchreihe „Jugend voran“).  
 17/ MacMillan, Mary: Sally Bleistift in Amerika. Wien: Globus-Verlag 1947 (Buchreihe „Jugend voran“).  
 18/ Gajdar, Arkadij: Timur und seine Freunde. Jugendroman. Wien: Globus-Verlag 1947 (Buchreihe „Jugend voran“).  
 19/ Majerova, Marie: Kleines Fräulein Robinson. Roman eines jungen Mädchens. Wien: Globus Verlag 1950.  
 20/ L.: Kinder- und Jugendbücher, in: *Weg und Ziel*, 6. Jg. (1948), Nr. 12, S. 900–901, hier S. 901.  
 21/ Harranth: Bemerkungen (wie Anm. 1), S. 20.  
 22/ ZPA der KPÖ, Österreichische Jugendschriftenkommission beim Bundesministerium für Unterricht an den Globus-Verlag, Zl. 23.868–III/14/54, 30.4.1954.  
 23/ Von den 1.500 noch als Halbfabrikate lagernden *Globus*-Exemplaren wurden 1956 500 ebenso für die *Buchgemeinde* aufgebunden. Sämtliche Angaben in diesem Beitrag über Auflagenzahlen folgen den Unterlagen im Archiv des *Globus-Verlags*, in das auch die Unterlagen des *Schönbrunn-Verlags* eingegangen sind. Aus diesen Materialien geht auch hervor, dass in mehreren Fällen eine größere Anzahl an Exemplaren erst zu einem späteren Zeitpunkt aufgebunden wurde.  
 24/ Harranth: Bemerkungen (wie Anm. 1), S. 21.  
 25/ Der Tiergarten reißt aus. Wien: Schönbrunn-Verlag 1954. Entgegen dieser Angabe erschien das Buch bereits 1953.  
 26/ Müller, Karl: Mira Lobe, in: *Literatur und Kritik*, Nr. 291/292, Februar 1995, S. 101–108, hier S. 107f.  
 27/ Der Bärenbund. Die Sieben von Bäbu. Wien: Schönbrunn-Verlag 1954.  
 28/ ZPA der KPÖ, Österreichische Jugendschriftenkommission beim BMU an den Schönbrunn-Verlag, Zl. 73.941–III/14/54 v. 8.2.1955.  
 29/ ZPA der KPÖ, Mira Lobe an Hans Molik, 31.1.1958.  
 30/ Der Anderl. Der Speckbacher-Bub erzählt vom Tiroler Freiheitskampf 1809. Wien: Schönbrunn-Verlag 1955. 1958 folgte eine Neuauflage in der *Buchgemeinschaft Jung-Donauland*.  
 31/ Bärlü Hupf. Die ganz unglaubliche Geschichte von einem Teddybären und seinem Freund Kasperl. Wien: Schönbrunn-Verlag 1957.  
 32/ Bärlü hupft weiter und mit ihm Kasperl und Nunuk, das Eisbärenkind. Wien: Schönbrunn-Verlag 1968.  
 33/ ZPA der KPÖ, verschiedene Unterlagen über Auflagenzahlen kommunistischer Zeitungen.  
 34/ Lukasch, Peter: Mira Lobe, <http://members.aon.at/zeitlupe/lobe.html>, Ergänzungen: Unsere Zeitung, Teil 1: 1946 bis 1953, <http://www.zeitlupe.co.at/uz.html>, Unsere Zeitung,

Teil 3: 1955 bis 1960, <http://members.aon.at/zeitlupe/uz3.html> [30.7.2013].  
 35/ Junges Leben im alten Schloß. Besuch in der Sonderschule Wilhelminenberg, in: *Österreichische Volksstimme*, 6.3.1955, S. 9–10; Ein Nachmittag mit Lotte, in: *Die Woche*, Nr. 17, 26.4.1953, S. 8–9.  
 36/ Vgl. DÖW 20126/O1, Gruppe komm. Schriftsteller an die Herausgeber des „Tagebuch“, 24.5.1956.  
 37/ Zit. nach R.N.: Kindertheater in der Scala, in: *Österreichische Volksstimme*, 17.3.1953, S. 4.  
 38/ Hoffmann, Richard: „Herr Hecht und der Geheimverein“. Ein volksnahes Kinderstück in der Scala, in: *Österreichische Zeitung*, 18.3.1953, S. 6. Das Stück war zunächst unter dem Titel „Da kann man schon etwas machen“ angekündigt (Stern, E. [Edeltraud]: Ein neues Kinderstück in der Scala. Um 3 Uhr Nachmittag bei der Probe, in: *Stimme der Frau*, Nr. 9, 28.2.1953, S. 11).  
 39/ Freundliche Mitteilung von Reinhardt Lobe am 8.9.2013.  
 40/ ZPA der KPÖ, Schönbrunn-Verlag an Mira Lobe, 22.9.1958. Solche „Mädchenbücher“ veröffentlichte Lobe parallel zu ihren österreichischen Neuerscheinungen im Münchner *Franz Schneider-Verlag*, etwa „Ohne Hanni geht es nicht“ (1952), „Die Bondi-Mädchen“ (1957), „Die vorwitzigen Schwestern“ (1959) und „Rätsel um Susanne“ (1960).  
 41/ ZPA der KPÖ, Mira Lobe an Hans Molik, 31.1.1958.  
 42/ Mugrauer, Manfred: Der vergessene Klassiker, in: *Volksstimme*, Nr. 26, 26.6.2003, S. 12–13.  
 43/ Vgl. dazu Bindel, Jakob: Gestern – Heute – Morgen. Fünfzig Jahre Wirken der österreichischen Kinderfreunde für das gute Buch. Wien: Verlag Jungbrunnen 1958, S. 33–35.  
 44/ Hänschen klein... Wien: Verlag Jungbrunnen 1954.  
 45/ Flitz der rote Blitz. Wien: Verlag Jungbrunnen o.J. [1956].  
 46/ ZPA der KPÖ, Korrespondenz Kinderbuchverlag und Schönbrunn-Verlag, 16.5. und 17.7.1957, Mira Lobe an Schönbrunn-Verlag (Hans Molik), 31.1. und 26.2.1958.  
 47/ Harranth: Bemerkungen (wie Anm. 1), S. 23.  
 48/ Tausig, Otto: Erinnerungen an Friedrich und Mira Lobe, in: Lexe/Seibert (Hg.): Mira Lobe (wie Anm. 1), S. 29–33, hier S. 33.  
 49/ W. [Fritz Walden]: Krach um Daniel, in: *Arbeiter-Zeitung*, 1.10.1958, S. 6.  
 50/ Friedrich Lobe gestorben, in: *Volksstimme*, 21.11.1958, S. 6.  
 51/ Maskentheater im Landesgericht. Hans Weigl [sic!] wegen Verleumdung geklagt, in: *Österreichische Neue Tageszeitung*, 31.5.1958, S. 7.  
 52/ Zwischenbericht Nr. 2, in: *Tagebuch*, 18. Jg. (1963), Nr. 12, S. 2.  
 53/ Ebd.; L.G.: Aus der McCarthy-Zeit Oesterreichs, in: *Volksstimme*, 19.11.1963, S. 1–2.  
 54/ Jantsch: Mira Lobe (wie Anm. 3), S. 329.  
 55/ ZPA der KPÖ, Gedächtnisnotiz, 6.5.1981, S. 1.

## Neuerscheinung

Hans Hautmann:

### Von der Permanenz des Klassenkampfes und den Schurkereien der Mächtigen

Aufsätze und Referate für die  
ALFRED KLAHR GESELLSCHAFT

Wien: Alfred Klahr Gesellschaft 2013  
(Quellen & Studien, Sonderband 16)  
406 S., 20,- Euro  
ISBN 978-3-9503137-3-4

Der Studienband vereint 31 Aufsätze und Referate von Univ.-Prof. Dr. Hans Hautmann, die in den vergangenen 20 Jahren in den *Mitteilungen der Alfred Klahr Gesellschaft* erschienen sind bzw. von ihm auf Veranstaltungen der AKG vorgetragen wurden.

Die Beiträge sind in vier Abschnitte gegliedert: Zunächst solche zur allgemeinen Geschichte, darauf zur Geschichte des Ersten Weltkriegs, ferner zur österreichischen Geschichte, sowie zur Geschichte der kommunistischen Bewegung, und hier wiederum vor allem zur Geschichte der KPÖ.

**Bestellmöglichkeit:**  
[klahr.gesellschaft@aon.at](mailto:klahr.gesellschaft@aon.at)



# Gerhard Fritsch und die KPÖ

HELMUT RIZY

Gerhard Fritsch gehört zu jenen österreichischen Autorinnen und Autoren des 20. Jahrhunderts, die von Zeit zu Zeit neu entdeckt werden müssen, da sie zwischenzeitlich immer wieder in Vergessenheit geraten. Bezeichnend dafür sind allein schon seine Romane, zweieinhalb an der Zahl: der erste, „Moos auf den Steinen“, ursprünglich ein großer Erfolg, der zweite, „Fasching“, als er erstmals veröffentlicht wurde, ein Misserfolg, und der dritte, nicht fertiggestellte und von Alois Brandstetter aus dem Nachlass veröffentlichte, „Katzenmusik“. „Moos auf den Steinen“ erschien 1956 im *Otto Müller Verlag*, um dann schon 1981 unter der Rubrik „Wiedergefunden“ im *Styria Verlag* zu erscheinen; längst wieder vergriffen, wird er nun diesen Herbst im *Korrektur Verlag* erneut veröffentlicht werden. *Rowohlt* brachte „Fasching“ 1967 zuerst heraus, und der Roman war längst der Vergessenheit anheimgefallen, bis *Suhrkamp* auf Betreiben Robert Menasses sich 1995 seiner wieder annahm, ebenso wie der „Katzenmusik“ 2006, die der *Residenz Verlag* 1974 herausgebracht hatte.

Ab Herbst sind also immerhin Fritschs Romane wieder in Verlagsprogrammen vertreten – nicht so seine Gedichte und Erzählungen, und selbst die vom Wiener Germanisten Stefan Alker verfasste Biographie „Das Andere nicht zu kurz kommen lassen. Werk und Wirken von Gerhard Fritsch“, 2007 bei *Braumüller* erschienen, ist vergriffen. In dieser findet man immerhin, dass Fritsch kurze Zeit der KPÖ angehörte, wobei sich die Frage stellt, was den Autor bewogen haben mag, im Jänner 1950 der Partei beizutreten.

Im März 1924 als Sohn eines Mittelschullehrers in Wien geboren, machte Gerhard Fritsch 1942 die Matura. Anschließend wurde er zum Arbeitsdienst und nur wenig später zur Wehrmacht eingezogen. In seinem Gedicht „Den Kriegskameraden“ wird er später schreiben: „Als der Krieg begann, / war ich fünfzehn Jahre alt. / Mit achtzehn bin ich eingerückt. / Volljährig wurde ich im Frühjahr 45. / In den drei Jahren dazwischen / war ich Funke bei den Fliegern.“<sup>1</sup> Als solcher war er in Norwegen, Finnland und an der Ostfront im Einsatz. Nach kurzer Kriegsgefangenschaft bei Prag kehrte er im Dezember 1945 mit seiner ersten, aus Litauen stammenden Frau Erna in ein zerbombtes

Wien zurück, in dem auch die Wohnung seiner Eltern nicht mehr existierte.

Während seine Frau mit dem ersten Kind in der Folge im Waldviertel lebte, begann Fritsch in Wien ein Studium der Germanistik und Geschichte. Er hielt sich mit Nebenjobs über Wasser und war froh, wenn er mit einer Erzählung oder einem Gedicht etwas verdiente. 1948/49 schrieb er seine Dissertation über „Die Industrielandschaft in ihrer Darstellung durch die deutsche Lyrik“. Zu den Rigorosen tritt er dann allerdings nicht mehr an und betätigte sich kurzfristig als Lehrer. Die Erlebnisse des Kriegs ließen ihn nicht los und er versuchte, das Trauma, das sie in ihm hinterlassen hatten, in Gedichten und Erzählungen zu bewältigen.

## Krieg als dominierendes Thema

Im März 1949 erschien in der *Österreichischen Volksstimme*, dem Zentralorgan der KPÖ, die Erzählung „Ich hätte reden sollen“: Während einer Zugfahrt sitzen dem Ich-Erzähler drei Buben von 14 oder 15 Jahren gegenüber, wobei einer, der eine Soldatenmütze auf dem Kopf hat, von einem gewissen Fritz schwärmt, der in dem Alter, in dem sie jetzt sind, bei der HJ schon vierzig Mann unter sich gehabt habe, mit 19 Jahren in Frankreich Leutnant und dann in Russland Kompanieführer geworden sei. Und er berichtet begeistert von den Photos, die dieser Fritz besitze. „Die Bilder solltet ihr sehen! Einen Hang, ganz voll mit Toten, brennende Panzer, ein paar aufgehängte Partisanen, die Küchenmädchen, denen er einmal zum Spaß die Haare abschneiden ließ, einen Stuka-Angriff [...]“ Und bedauernd stellt er später fest: „Ja, damals konnte man noch etwas sehen, gab es Möglichkeiten für jeden, der tüchtig war. Heute, sagt Fritz, haben wir keine Zukunft. Alles ist Scheiße, lauter Nullen überall in der Welt [...]“ Und der Erzähler denkt, die Jungen müssten doch wie er die Bohlen des Zugs, in dem sie sitzen, erzählen hören. „Erzählen sie nicht von damals? Von allen, die auf ihnen fahren mußten auf ihrer Fahrt nach Kiew, Charkow, Taganrog und in den Tod, nach Minsk, Smolensk und in den Tod, nach Taugoggen, Pleskau und Peterhof, nach X und X und immer in den Tod.“ Und er kommt zum Schluss: „Ein Waggon redet nicht und seine Räder versteht man nicht. Ich hätte reden sollen.“<sup>2</sup>

Gerhard Fritsch geht es in den Erzählungen und Gedichten dieser Jahre vor allem darum aufzuklären, damit die Jüngeren nicht denen auf den Leim gehen, die sich, aus dem Krieg heimgekehrt, nun ihrer Heldentaten brüsten – und davon gab es damals nur allzu viele. Und es sind die Zeitungen der KPÖ, in denen er dafür Platz findet.

Ebenfalls im März 1949 erschien in der *Neuen Zeit*, der Tageszeitung der KPÖ Oberösterreich, die Erzählung „Wir sahen sie nicht an“. Darin schildert Fritsch, was Hitlers Soldaten im Krieg sehen mussten, aber nicht wahrnehmen wollten, weil sie die Opfer nicht ansahen. „Wir waren leere schwarze Schachteln, in denen nichts mehr war als ein bißchen Selbsterhaltungstrieb, Angst und Schicksalsglaube. Wir dachten, es müßte alles so sein und waren froh, daß nicht wir nackt im Schnee lagen, daß nicht wir an einem Vogelbeerbaum hingen, daß nicht aus uns Seife gemacht wurde. Schicksal, sagten wir, seid dankbar, daß es nicht das unsere ist. Und taten alles, um das eigene noch weiter zu verderben. [...] Wir sahen wie die Trümmer, das Elend und der Wahnsinn wuchsen und wuchsen und gingen weiter. So wie es befohlen war. Wir sahen mit den Augen, aber die Herzen waren blind. Also sahen wir die anderen nicht an. Und die Herzen sind blind geblieben. Wir sind leere schwarze Schachteln, in die Welt gehalten, leere Schachteln, in denen nichts ist als das Ich, seine Wünsche, seine Pläne, seine Schmerzen und seine Angst. Mehr als dies sehen wir noch immer nicht. Wir sind leere schwarze Schachteln und sollten Menschen sein.“<sup>3</sup>

Im Juni 1949 erschienen dann in der von der KPÖ herausgegebenen und von Bruno Frei geleiteten Kulturzeitschrift *Österreichisches Tagebuch* unter dem Titel „Zeitgedichte“ zwei Gedichte. In „8.5.1945“ geht es um das Kriegsende in Prag, „der letzten Stadt, die wir / verwüstet hatten“, wie es Gerhard Fritsch selbst erlebte. Daran anschließend das

### Lied vom Vergessen

*Vergessen, vergessen, vergessen...  
Der Flieder blüht, die Sonne scheint,  
das Gras ist grün und ein Vogel singt,  
vergessen, vergessen, vergessen...*

*Vergessen, was war, und vergessen, was ist,  
vergessen, was dich durch die Länder trieb,*

*vergessen, was die Städte verbrannte,  
vergessen, was deine Wohnung zerwarf,  
vergessen, was deinen Freund erschlug,  
vergessen, was man mit dir selber tat,  
vergessen, was man dir schon wieder tut,  
vergessen, vergessen, vergessen...*

*Leg dich ins Gras und horch auf die Vögel,  
schau in die Sonne und rieche den Flieder –  
auf einmal wird der Flieder brennen,  
das Gras verkohlt sein und die Vögel tot,  
in der Sonne werden Bomber glänzen –  
und viel zu spät: die Erinnerung!*

### Eintritt in die KPÖ

Ebenfalls im *Österreichischen Tagebuch* wird im August 1949 der Text „Auf der Schwedenbrücke“ veröffentlicht, in dem sich der Autor hier erstmals mit dem damaligen Alltagsleben in Wien beschäftigt. Im Februar 1950 folgt dann unter der Rubrik *Die Novelle des TB* „Mein Freund sucht eine Wohnung“. Dazwischen liegt Gerhard Fritschs Eintritt in die KPÖ. Im Gegensatz zu Geheimbünden wird von Parteien üblicherweise keine Erklärung verlangt, weshalb jemand beitreten will. Was Fritsch möglicherweise dazu bewogen hat, erfährt man daher bestenfalls aus der Erklärung, mit der er Ende des Jahres 1950 seinen Austritt begründete. Darin heißt es: „Es hat sich gezeigt, daß traditionelle Ideologien (wenn auch einander widerstreitend) doch so fest in mir verankert sind, daß mein Protest gegen sie, der zu meinem Beitritt zur KP im Jänner 1950 geführt hat, weitgehend erloschen ist.“<sup>5</sup>

Es ist also der Protest gegen die traditionellen Ideologien, vertreten von ÖVP und SPÖ, die er nachträglich für seinen Beitritt geltend macht. Es scheint allerdings auch naheliegend, in der Figur des Schriftstellers Michael Petrik aus dem Roman „Moos auf den Steinen“ ansatzweise Fritsch selbst zu erkennen, wenn es dort über diesen heißt: „Er fing vieles an und ließ alles wieder stehen. Eine Zeitlang war er so verbittert, daß er Kommunist wurde.“<sup>6</sup>

Und Fritsch ist verbittert, denn so wie der Freund aus der im *Tagebuch* erschienenen Novelle sucht auch er eine Wohnung, den „das Wohnen in seinem elenden Kabinett immer mehr bedrückt. Es ist so klein, daß er darin nur allein hausen kann, seine Frau und sein dreijähriger Bub wohnen irgendwo in Niederösterreich bei Verwandten.“<sup>7</sup>

„Vielen Häusern unserer Bezirke / fehlt immer noch ein festes Dach. / Viele sind noch immer schwarze Mauern, / in denen über Moder, Draht und Scherben /

der aschengraue Schnee der Großstadt liegt.“, beginnt dann auch Fritschs Gedicht „Februar 34 bis Februar 50“, das er dem Februarkämpfer Karl Maly gewidmet hat und im Februar 1950 im *Tagebuch* abgedruckt ist. Er geht darin auf die Einschlaglöcher von MGs, Sturmgewehren und MPs ein, die überall in der Stadt zu sehen sind und nicht nur aus den Kampfhandlungen des Jahres 1945 stammen. „Mancher dieser Flecken / stammt von eigenen Gewehren, / mit denen deine eigene Armee / im Februar des Jahres 34 / gehorsam, tapfer und gesegnet / auf dich und deine Brüder schoß.“ Und zum Schluss: „Auf die Heimwehrkompanien / folgten Divisionen der SS, / auf gestürmte Wohnbaublocks / folgten Bombenteppiche, / auf deine zerschlagene Empörung / in den Pflastersteinen Favoritens / folgte dein Marsch durch Polen, / Frankreich und nach Rußland. // Auf deine Entscheidung heute, / Mann vom Februar, / folgt die Wasserstoffbombe / oder der Lärm der Baugerüste / an einer neuen, / an deiner neuen / Stadt.“<sup>8</sup>

Die Kriegsgefahr ist zu jener Zeit noch nicht gebannt, und es ist zu befürchten, dass aus dem Kalten erneut ein heißer Krieg entsteht. Die Angst davor wird auch in einem Gedicht Fritschs deutlich, das im März 1950 in der *Österreichischen Volksstimme* abgedruckt wurde:

### Geboren 1924

*Geboren 1924*

*steht auf meinem Ausweis,  
auf deinem, seinem und auf vielen.*

*Man hört es oft auf Ämtern  
und liest es manchmal in der Zeitung.*

*(Ein paar sind schon berühmt geworden  
als Fußballspieler, Boxer oder Messerstecher.)*

*Ich lese es in Aufgeboten, Bittgesuchen,  
ab und zu in Kreide über Krankenbetten,  
und jedesmal erinnert es mich*

*an die kleinen Tafeln mit gotischer Schrift:*

*„Geboren 1924, gefallen in treuester Pflicht.“  
An den Birkenkreuzen steht unsere Jahreszahl  
ich glaube öfter als auf Ernennungsdekreten.  
Und immer daneben die „treueste Pflicht“.*

*Die Hälfte von unserem Jahrgang  
liegt an den Straßen Europas  
in Erde und Sand.*

*Die andere Hälfte hat es überlebt.*

*Und jeder lebt, so gut er es noch kann.*

*1924 schuftet, flucht und amüsiert sich  
genau wie alle anderen Zeitgenossen.*

*Und auch von uns sagt mancher,*

*als wäre nie etwas gewesen:*

*„Ein neuer Krieg ist unvermeidlich.“*

*Die Hälfte unseres Jahrgangs*

*ist aus dem letzten nicht zurückgekommen.*

### Redakteur beim „Abend“

Anfang März 1950 wurde Fritsch in einem KPÖ-internen Papier als „aktivster Mitarbeiter“ der Literaturredaktion der *Österreichisch-Sowjetischen Gesellschaft* und Aktivist der Friedensbewegung charakterisiert.<sup>10</sup> Im April erschien mit „Baumblüte in der Wachau“ der erste jener meist ironisch-sarkastischen Texte, die Fritsch in den kommenden Monaten für die von der KPÖ herausgegebene Tageszeitung *Der Abend* schrieb, in der er eine Anstellung als Redakteur findet. Der Schriftsteller, Übersetzer und Herausgeber Hermann Hakel wird später für sich in Anspruch nehmen, Fritsch zur Anstellung verholphen zu haben. „Blieb nur das Problem, ihm einen kleinen Posten zu verschaffen“, schrieb er 1974 in „Die Idyllen des literarischen Aktivisten Gerhard Fritsch“. Bei einer Zusammenkunft des P.E.N-Clubs habe er Bruno Frei, dem Chefredakteur des *Abend*, den Autor empfohlen.<sup>11</sup> Dass Frei Fritsch ohnehin von dessen zahlreichen Beiträgen für das *Österreichische Tagebuch* her gekannt haben musste, bleibt dabei unerwähnt. Aber zweifellos hat Hakel Fritsch ab deren erstem Zusammentreffen im Oktober 1948 protegirt, sowohl über die von ihm als Vorstandsmitglied des P.E.N ins Leben gerufene Aktion zur Förderung junger Autorinnen und Autoren „Der P.E.N stellt vor“ als auch in der von ihm herausgegebenen Literaturzeitschrift *Lynkeus*, in der nicht nur Gedichte von Fritsch veröffentlicht wurden, sondern dieser auch als Mitarbeiter eingestellt war.

In „Baumblüte in der Wachau“ ging Fritsch auf die kitschige Fremdenverkehrswerbung ein, die sich im Lauf der vergangenen Jahrzehnte kaum verändert habe. „Auch in der Wachau gibt es Misthaufen, ganz anständig große. Und wer Kinder, die bei zwei Grad am Morgen barfuß laufen, weil sie keine Schuhe haben, romantisch und ursprünglich findet, dem sollte man die Kreppsandalen ausziehen und die Nylons dazu. [...] Erst hinter dem Werbeplakat mit riesigen Blütensternen und lächelnden Dirndlknorren ist die Welt wirklich“,<sup>12</sup> heißt es da.

In den Beiträgen für den *Abend*, die nun regelmäßig erscheinen, macht Fritsch auch immer wieder das Zeitgeschehen auf pointierte Weise sinnfällig; etwa im Juli 1950 in „Bomben auf Favoriten“. Zwei Buben werfen darin einen hölzernen Spielzeugzug mit Steinen, machen dazu das Geräusch von Flugzeug-Motoren und das Detonieren von Bomben nach. „Mir spüln Korea, mir san zwa B 29“, erklären

sie dem vorbeikommenden Erzähler. „Bei der Trafik am nächsten Eck hingen die Zeitungen neben der Tür. Auf der einen rechts neben der Schlagzeile ein Bild: ‚B 29 bombardiert erfolgreich nordkoreanische Bahnanlagen.‘ Das Haus über der Trafik ist seit Oktober 1944 bis in den ersten Stock hinunter zerstört. Auch damals war eine B 29 ‚erfolgreich‘.“<sup>13</sup>

### Austritt

Der letzte Beitrag Gerhard Fritschs im *Abend* trägt den Titel „Die Friedensbrücke, der Wein und die Wohnungen“ und wurde Ende November 1950 veröffentlicht. Vom 30. Dezember stammt dann der Brief an die Parteiorganisation im *Abend*, in dem er feststellt, dass in ihm die traditionellen Ideologien doch so fest verankert wären und er deshalb aus der Partei austrete. Allerdings erklärt er weiter: „Ich glaube, es ist überflüssig zu betonen, daß ich keiner anderen Partei beitreten werde und nicht plötzlich Artikel nach dem Vorbild Koestlers verfassen werde. Wer mich halbwegs kennt, weiß das. Er weiß auch, daß ich nach wie vor gegen den Kapitalismus, den Imperialismus, den Faschismus und den Krieg in jeder Form bin.“<sup>14</sup>

In „Moos auf den Steinen“ lässt Fritsch den schon erwähnten Michael Petrik rasonieren: „Überlegte er vielleicht zuviel. Er dachte nach, umständlich, altmodisch, in einer Art, die nicht nur bei Kommunisten unbeliebt ist.“<sup>15</sup> Und an anderer Stelle: „Du liebst ja Stimmungen, du liebst ja das Edle, wenn es in Schönheit zugrunde geht, du Ästhet aus den Zinskasernen, du gefühlvoller Prolet, längst deklassiert von unnötigem Nachdenken.“<sup>16</sup> Oder: „Sogar als Pazifist bin ich ein windiger Vogel. Nicht umsonst wegen anarchistischer Symptome aus der KP ausgeschlossen. Ausgeschlossen, wenn, ja wenn ich nicht schon vorher selber gegangen wäre.“<sup>17</sup>

Als Alois Brandstetter 1974 das Romanfragment „Katzenmusik“ aus Fritschs Nachlass herausbrachte, glaubte er in einem Artikel für die *Furche* zu wissen, was den Autor zum Austritt bewogen hatte: „Auch in der Kommunistischen Partei, der er angehörte, wurde er nicht heimisch. Als er sich durch die politische Entwicklung des Jahres 1950 und die Versuche der Kommunisten, aus Österreich eine Volksdemokratie zu machen, praktisch vor die Wahl zwischen Kommunismus und Patriotismus gestellt sah, entschied er sich für Österreich.“<sup>18</sup>

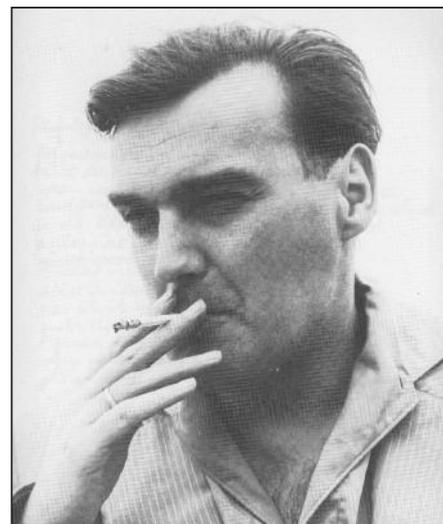
Die Entscheidung war Gerhard Fritsch allerdings viel leichter gemacht worden. Hans Weigel, der mit der Literaturzeit-

schrift *Neue Wege* einen Kreis von jungen Autorinnen und Autoren um sich scharte, hatte schon im September 1950 in der *Arbeiter-Zeitung* unter dem Titel „Eine ernste Warnung“ beklagt: „[...] die KP versieht alle ihr zugehörenden und sich zu ihr bekennenden jungen Schriftsteller nach und nach mit guten – vorläufig existenzsichernden – Posten in ihren Verlagen und Redaktionen. [...] Die anderen Parteien dagegen kümmern sich herzlich wenig um den Schriftstellernachwuchs. Ich finde diese Politik unklug, denn die Jugendsektion [des Verbandes demokratischer Schriftsteller, Anm.] hat es verstanden, so ziemlich alle schreibenden Menschen aufzuspüren und an sich zu ziehen.“ Und eine Woche später wieder in der *Arbeiter-Zeitung* als Beispiel: „Milo Dors ‚Tote auf Urlaub‘ ist schon thematisch und zeitgeschichtlich so interessant [...], daß sich die Verleger um ihn reißen müßten. Statt dessen bekommt er [...] immer nur gute und aufmunternde Worte und wird, wie fast alle jungen Autoren, der Versuchung ausgesetzt, entweder auszuwandern oder Kommunist zu werden, wenn er seinen Beruf ausüben will.“<sup>19</sup> Gerhard Fritsch führt Weigel in diesem Artikel übrigens als „Arbeiterdichter“ an.

Und dieser tritt dann auch eine Woche nach dem Austritt aus der KPÖ seine Arbeit bei den Wiener Städtischen Büchereien an, nachdem Weigel und der SP-Funktionär Peter Strasser dort interveniert hatten, um Fritsch den Kommunisten zu entreißen, wie sich Weigel 1979 in einem Beitrag zehn Jahre nach dem Selbstmord des Autors brüstet.<sup>20</sup>

Der forcierte Austritt aus der KPÖ beschäftigt Gerhard Fritsch offenbar auch später noch. So findet sich in der „Katzenmusik“ die Stelle: „Herzlich, sagt Herzlich in seiner bescheidenen Bude und geht auf dich zu, willkommen Genosse Swedek, keine Proteste, ich kenne dein Dossier. Natürlich bist du ausgetreten oder nie Mitglied gewesen, ich bin es realiter gewesen vor Zeiten, ich habe mit Wertstein nächtelang diskutiert über Besitz an sich und seine Funktionen, schon lange her. Also gut, du bist nie Genosse gewesen. Wäre auch halber Selbstmord an unseren Universitäten, wenn man Karriere machen will.“<sup>21</sup>

Sein Versprechen, keiner anderen Partei beizutreten, hat Fritsch übrigens nicht gehalten. Anlässlich eines Parteitags der SPÖ schrieb er im November 1956 in sein Tagebuch: „Und ich bin bei dieser Partei, weil es bequemer war, 1952, beizutreten als nicht beizutreten – und weil



ich eine Wohnung will.“ Und er nennt dabei die SPÖ eine „Partei der lauthin schallenden Mittelmäßigkeit.“<sup>22</sup>

### Anmerkungen:

1/ Zit. nach Alker, Stefan: Das Andere nicht zu kurz kommen lassen. Werk und Wirken von Gerhard Fritsch. Wien 2007, S. 20.

2/ Ich hätte reden sollen!, in: *Österreichische Volksstimme*, 8.3.1949.

3/ Wir sahen sie nicht an, in: *Neue Zeit*, 26.3.1949.

4/ Lied vom Vergessen, in: *Österreichisches Tagebuch*, Nr. 6, Juni 1949.

5/ Zit. nach Alker (wie Anm. 1), S. 30.

6/ Moos auf den Steinen. Graz 1981, S. 10.

7/ Mein Freund sucht eine Wohnung, in: *Tagebuch*, Nr. 3, 4.2.1950.

8/ Februar 34 bis Februar 50, in: *Tagebuch*, Nr. 4, 18.2.1950.

9/ Geboren 1924, in: *Österreichische Volksstimme*, 21.3.1950.

10/ ZPA der KPÖ, Protokoll der Sitzung des Sekretariats des ZK der KPÖ am 6.3.1950, Beilage: Zusammensetzung der Delegation zu den Mai-Feierlichkeiten in Moskau 1950, S. 3.

11/ Hakel, Hermann: Dürre Äste, welches Gras. Begegnungen mit Literaten. Bemerkungen zur Literatur. Wien 1991, S. 316.

12/ Baumblüte in der Wachau, in: *Der Abend*, 8.4.1950.

13/ Bomben auf Favoriten, in: *Der Abend*, 14.7.1950.

14/ Zit. nach Alker (wie Anm. 1), S. 30.

15/ Moos auf den Steinen, S. 11.

16/ Ebd., S. 46.

17/ Ebd., S. 72.

18/ Brandstetter, Alois: „Katzenmusik“ – unvollendet, in: *Die Furche*, Nr. 37, 14.9.1974, S. 14.

19/ Zit. nach Pfoser, Alfred: Volksbibliothekar, in: Gerhard Fritsch, Volksbibliothekar, in: Alker, Stefan/Brandtner, Andreas (Hg.): Gerhard Fritsch. Schriftsteller in Österreich. Wien 2005, S. 179–193, hier S. 180f.

20/ Vgl. Alker (wie Anm. 1), S. 29.

21/ Katzenmusik. Frankfurt/M. 2006, S. 82f.

22/ Zit. nach Alker (wie Anm. 1), S. 30.

Helga E. Hörz/Herbert Hörz: *Ist Egoismus unmoralisch? Grundzüge einer neo-modernen Ethik*. Berlin: Trafo Verlag 2013, 459 S., 39,80–

Helga E. Hörz, Ethikerin und Frauenrechtlerin, und Herbert Hörz, Wissenschaftsphilosoph und -historiker, beide Berlin, bekennen sich zu ihrem Engagement für den gescheiterten Versuch, auf dem Fundament des materialistischen Humanismus mit der DDR eine Alternative zur sich in der BRD neu formierenden Ausbeutergesellschaft aufzubauen. Ein wesentlicher Anspruch der marxistisch-leninistischen Partei der DDR war die Orientierung hin auf die solidarische Gemeinschaft der Menschen. Dadurch sollte die Profitgier als Triebkraft der Entwicklung abgelöst und das individuelle Dasein, dessen Möglichkeit der Selbstbestimmung im Spätkapitalismus ohnehin nur weitgehend Fiktion ist, bereichert werden. Die Ethik des Sozialismus ist mit jener des Kapitalismus mit seinem Egoismusprinzip „Jeder ist sich selbst der Nächste“ nicht zu vereinbaren, es gibt nichts dazwischen. Dass es zur Implosion der DDR kam, hat viele Gründe, einer der wichtigsten ist sicher der, dass es viel zu Wenige waren, die loyal am Aufbau des Sozialismus mitgearbeitet haben. Mit der Geschichte der DDR, die weit davon entfernt war, ein kommunistischer Staat zu sein, waren viele Irrwege verknüpft. In der Kriegswelt der Gegenwart kann allerdings nicht wirklich übersehen werden, dass die DDR mit ihren Bürgern unter vielen Opfern für die Entwicklung eines friedlichen Zusammenlebens in Europa und der Welt eingetreten ist und sich an keinen Aggressionskriegen beteiligt hat. Das im Gegensatz zur heutigen BRD, die durch ihre imperialistischen Kräfte in einer globalisierten Welt der Armut tagtäglich mitleidlos Gewalt praktiziert, nach innen wie nach außen.

Helga E. Hörz hat Erinnerungen 2009 mit dem Titel „Zwischen Uni und Uno. Erfahrungen einer Ethikerin“ und 2010 mit dem Titel „Der lange Weg zur Gleichberechtigung. Die DDR und ihre Frauen“ veröffentlicht, Herbert Hörz 2005 solche mit dem Titel „Lebenswenden. Vom Werden und Wirken eines Philosophen vor, in und nach der DDR“. Diese Erinnerungen wurden wie jetzt ihr erstes gemeinsames Buch im *Trafo-Verlag* publiziert und reflektieren die konkrete Dialektik der individuellen und gesellschaftlichen Existenz zweier Marxisten in der DDR. Dass diese Bücher, die manche Österreich-Bezüge haben, überhaupt er-

scheinen konnten, ist nicht selbstverständlich, weil in der BRD die Verfälschung der Geschichte der DDR zum gut bezahlten Tagesgeschäft von Historiker- und Journalistenlakaien gehört.

Helga und Herbert Hörz verdeutlichen, wie mit dem Instrument des dialektischen und historischen Materialismus über Moderne und Postmoderne mit „begründeter Hoffnung“ hinaus gedacht werden kann. Ihr Fundament beruht „auf Analysen der Situation, auf der Auswertung von Erfahrungen und auf dem Glauben an die Kraft derer, die in der Lage sind und sein werden, antihumane Zustände zu beseitigen und eine humanere Gesellschaft nach Humankriterien zu gestalten“. Die Autoren finden beim „Projekt Weltethos“ des römisch-katholischen Theologen Hans Küng Gedanken, „den wir [die Autoren] mit der Beziehung von der Menschheit als sittlichem Subjekt mit einer Gesamtverantwortung und dem verantwortungsvollen Verhalten von soziokulturellen Identitäten, sozialen Gruppen und Individuen, ohne Bindung an die Religion, doch unter Einbeziehung aller religiös gebundenen Menschen, ausdrücken“. Tiefer als Küng, der seine Art zu denken erkennbar in der BRD erworben hat und der Ethik mehr oder weniger eine pseudo-utopische Bedeutung gibt, gehen Befreiungstheologen wie der in El Salvador von US-Söldnern ermordete Ignacio Ellacuría: „Die auf einen materialistischen Humanismus gegründete, von christlicher Erleuchtung und Inspiration transformierte [...] Zivilisation der Armut verwirft die Kapitalanhäufung als Motor der Geschichte und das Besitzen und Genießen von Reichtum als Humanisierungsprinzip. Sie macht die allgemeine Befriedigung der Grundbedürfnisse zum Entwicklungsprinzip und das Wachsen gemeinsamer Solidarität zur Grundlage der Humanisierung.“<sup>1</sup> Es scheint, als ob dieses mit konkretem Handeln verbundene Denken in der katholischen Kirche nicht völlig vergessen ist, jedenfalls registrieren Helga und Herbert Hörz Appelle von Papst Franciscus I., Solidarität zu üben und einen Prozess zu fördern, der die ganzheitliche Humanisierung und die Kultur der Begegnung und der Beziehung wachsen lässt,<sup>2</sup> als Fortschritt zur traditionellen Haltung der katholischen Kirche. Beide sind ohne Bitterkeit und, wie sie selbst meinen, „realistische Optimisten“ für die „Möglichkeiten einer humanen Gestaltung der Zukunft“. Das Buch kann als ein markanter Beitrag für die notwendige zweite Aufklärung eingeschätzt werden. Über

das Schicksal der ersten Aufklärung hat Heinrich Heine die Bemerkung gemacht: „Die Männer des Gedankens, die im achtzehnten Jahrhundert die Revolution so unermüdlich vorbereitet, sie würden erröthen, wenn sie sähen, wie [...] eine neue Aristokratie hervorwuchert, die [...] im Geldbesitz, ihre letzten Gründe findet.“<sup>3</sup> Inwieweit die Orientierung auf eine zweite Aufklärung bei der Medienmanipulation des Großteils der Menschen und Völker durch das internationale Kapital überhaupt Wurzeln finden kann, muss dahin gestellt bleiben, aber es gibt keine Alternative dazu.

**GERHARD OBERKOFER**

#### Anmerkungen:

1/ Jon Sobrino: *Der Preis der Gerechtigkeit*. Briefe an einen ermordeten Freund. Würzburg 2007, 34.

2/ Zuletzt: *L'Osservatore Romano*, 9.8.2013.

3/ Heinrich Heine. *Historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke*, Bd. 12/I. Hamburg 1980, 484f.

*Gerald Oberansmayr: „Denn der Menschheit drohen Kriege...“. Neutralität contra EU-Großmachtswahn, hg. von der Solidar-Werkstatt Österreich. Linz: Guernica Verlag 2013, 120 S., 7,50–*

Wer sich in Österreich kritisch über die EU äußert, gerät schnell in den Geruch, ein provinzieller Nörgler zu sein, der die historische Dimension dieses „Friedensprojekts“ nicht begreift, unsolidarisch mit den „ärmeren“ Ländern ist und zudem nicht erkennt, dass die viel zitierten vier Grundfreiheiten „unserer“ Wirtschaft unverzichtbare Wachstumsimpulse vermitteln. Und bei derlei Schelte kann der betreffende austriakische Kleingeist noch froh sein, wenn er oder sie von den Verteidigern der EU nicht gleich mit Strache und Co in einen Topf geworfen wird. Denn das bürgerliche Lager ist stolz darauf, dass es seit jeher für „Europa“ war, die Sozialdemokratie baut seit Jahrzehnten unverdrossen an einem „sozialen Europa“, und die Grünen, die bei der Volksabstimmung 1994 noch ein Nein zum EU-Beitritt empfohlen hatten, haben ihre Position buchstäblich am Tag nach der Abstimmung um 180 Grad gewendet.

In einer Reihe anderer EU-Staaten sieht die Situation differenzierter aus. Dort existieren sehr wohl fortschrittliche Parteien, die der Politik der EU-Eliten kritisch gegenüber stehen. Die sich nicht von den schönen Worten wie „Sozialunion“ und „Friedensprojekt“ blenden lassen, sondern diese sympathisch klingenden Floskeln mit der Realität der EU-Politik kontrastieren. Linke Positionen wie diese feh-

len in Österreich weitgehend. Weitgehend – denn die kleine, aber engagierte *Solidar-Werkstatt Österreich* (früher *Werkstatt Frieden & Solidarität*) arbeitet hierzulande an Positionen linker EU-Kritik. Einer ihrer Aktivisten, Gerald Oberansmayr aus Linz, hat nun diese Analysen im Buch „Denn der Menschheit drohen Kriege“ (ein Brecht-Zitat) zusammengefasst.

Der Autor analysiert darin u.a. die Aspekte Militarismus, Demontage sozialer Rechte und Demokratieabbau in der EU. Er zeigt auf, dass die freundlichen Worte vom Friedensprojekt konterkariert werden durch eine regelrechte Aufrüstungspflicht, die im EU-Primärrecht festgeschrieben ist, durch den Aufbau der „Battlegroups“ als schnelle Eingreiftruppe, durch die Teilnahme an mehreren Kriegen (von Jugoslawien bis Afghanistan). Und er analysiert, wie die österreichischen Bundesregierungen der letzten Jahrzehnte unsere Neutralität scheinbar demontiert und an die Erfordernisse der EU-Militärpolitik angenähert haben. Etwa durch mehrere Verfassungsänderungen betreffend die Kooperation mit Deutschland und die Teilnahme an „friedensschaffenden“ (= kriegerischen) EU-Militäreinsätzen („Petersberg-Missionen“).

Klare Worte findet Oberansmayr auch bezüglich der Kombination von Sozial- und Demokratieabbau: Während einerseits soziale und arbeitsrechtliche Standards tendenziell gesenkt werden und die Schere zwischen arm und reich auseinander geht, schränkt die Politik der EU-Eliten die demokratischen Möglichkeiten nationaler Politik immer mehr ein. Immer mehr Entscheidungen – gegenwärtig speziell im Fiskalbereich – werden schrittweise von der nationalen auf die EU-Ebene verlagert. Das führt zu einer Entmachtung der nationalen Parlamente und zu einem Machtgewinn der EU-Eliten. Josef Ackermann, Chef der Deutschen Bank, brachte die diesbezügliche Absicht auf den Punkt: „*Die Europäische Währungsunion kann nur funktionieren, wenn der diskretionäre Handlungsspielraum der nationalen Regierungen und Parlamente eingeschränkt wird.*“ (S. 48). Offene Worte.

Der mittlerweile auch von Österreich ratifizierte Fiskalpakt 2012 geht genau in diese Richtung. Wohl nicht zufällig erklärt Mario Draghi, Chef der Europäischen Zentralbank, in einem Interview mit dem Wall *Street-Journal*, dass der Sozialstaat in Europa ein „Auslaufmodell“ sei, das „ausgedient“ habe (S. 47). Der Chef persönlich geht aber noch einen

## Hans Hautmann 70 Jahre

Am 22. August feierte Univ.-Prof. Dr. Hans Hautmann seinen 70. Geburtstag. Hautmann gehörte 1993 zu jenen Proponenten, die die ALFRED KLAHR GESELLSCHAFT ins Leben riefen, und fungierte bis 2005 als Präsident der Gesellschaft.

Hans Hautmann wurde in einer kommunistischen Arbeiterfamilie aus Wien-Simmering geboren. Die politische Prägung in diesem Milieu widerspiegelte sich auch in seiner an der Universität Wien verfassten Dissertation über die Frühgeschichte der KPÖ. Im März 1969 wurde er Assistent am Institut für Neuere Geschichte und Zeitgeschichte der Universität Linz, an dem auch das *Ludwig-Boltzmann-Institut für Geschichte der Arbeiterbewegung* angesiedelt war. In dessen Buchreihe erschien 1974 Hautmanns gemeinsam mit Rudolf Kropf verfasstes Werk „Die österreichische Arbeiterbewegung vom Vormärz bis 1945“.

1982 habilitiert, erhielt Hautmann die Lehrbefugnis als Universitätsdozent für Neuere Geschichte und Zeitgeschichte. Seine Habilitationsschrift über die Geschichte der Rätebewegung wurde 1987 veröffentlicht. Von 1996 bis 1998 und von 2000 bis 2005 war er Institutsvorstand, 1997 erhielt er den Titel eines ao. Universitätsprofessors. Neben der Geschichte der ArbeiterInnenbewegung sind die österreichische Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, jene des Ersten Weltkriegs und die Theoriegeschichte des Sozialismus seine weiteren Forschungsschwerpunkte.

Als marxistischer, herrschaftskritischer Historiker war Hautmann neben

seiner akademischen Tätigkeit stets auch im außeruniversitären Bereich aktiv. Allen voran ist hier sein Wirken für die ALFRED KLAHR GESELLSCHAFT zu nennen, deren Vorstand er seit 1993 bis heute angehört. Wie kein anderer hat Hautmann seither das öffentliche Erscheinungsbild der AKG geprägt, sei es durch seine Beiträge in unserem Mitteilungsblatt oder durch seine zahlreichen Vortragsabende und Referate auf Symposien. Als er 2005 an der Universität Linz in den Ruhestand trat und als Präsident der AKG zurücktrat, bedeutete dies keine Einschränkung seiner Aktivitäten. Im Gegenteil: Nachdem er seinen Lebensmittelpunkt nach Wien verlegt hatte, konnte er sich hier ganz auf seine wissenschaftliche Arbeit konzentrieren, was der AKG in besonderem Maße zu Gute kam. Sein aktueller Beitrag in den *Mitteilungen* und sein Referat am bevorstehenden Symposium zum Thema „Vorkrieg 1913“ legen davon Zeugnis ab.

Die ALFRED KLAHR GESELLSCHAFT kann sich glücklich schätzen, einen in breiten wissenschaftlichen Kreisen geschätzten Historiker wie Hans Hautmann in ihren Reihen zu wissen, und gratuliert ihm herzlich zu seinem Geburtstagsjubiläum. Wir dürfen hoffen, dass er der AKG auch in Hinkunft mit ungebrochenem Tatendrang und Ideenreichtum zur Verfügung stehen wird. Unser Dank wird auch darin Ausdruck finden, dass im Herbst ein Band mit sämtlichen Beiträgen Hautmanns erscheinen wird, die in den letzten 20 Jahren in den *Mitteilungen* veröffentlicht worden sind.

Schritt weiter: So zitiert Oberansmayr ein Gespräch, das der Vorsitzende des Europäischen Gewerkschaftsbundes, John Monks, 2010 mit Kommissionspräsident Barroso über Griechenland, Spanien und Portugal geführt hat: „*Seine Botschaft war unverblümt: ‚Schaut, wenn sie nicht diese Sparpakete ausführen, könnten diese Länder tatsächlich in der Art, wie wir sie als Demokratie kennen, verschwinden. Sie haben keine Wahl, so ist es.‘*“

Gerald Oberansmayr kommt zum Schluss: „*Die EU ist kein ‚neutrales‘ Gefäß, in das man beliebige politische Inhalte einfüllen könnte. Sie ist ein Projekt der Machteliten der großen Nationalstaaten und Konzerne, um imperiale*

*Macht nach außen und einen hemmungslosen, autoritären Kapitalismus nach innen abzusichern.*“ (S. 56) Seine Forderung daraus ist die Forderung, aus der EU auszutreten, und sich konsequent für Demokratie, Sozialstaat und Neutralität einzusetzen. Dem Autor gebührt das Verdienst, die skizzierten Tendenzen der EU-Politik aus fortschrittlichen, demokratischen Positionen heraus benannt und analysiert zu haben. Man muss als Leser/in nicht alle seine Schlussfolgerungen teilen – kennen und diskutieren sollte man seine Analysen allemal.

**BERNHARD GOLOB**

Bestellungen: [office@solidarwerkstatt.at](mailto:office@solidarwerkstatt.at)



## Alfred Klahr Gesellschaft

Verein zur Erforschung der Geschichte der Arbeiterbewegung

### Festveranstaltung für ao. Univ.-Prof. i. R. Dr. Hans Hautmann zum 70. Geburtstag

Mag.<sup>a</sup> Dr.<sup>in</sup> **Claudia Kuretsidis-Haider**/Mag. **Manfred Mugrauer**:  
Präsentation der **Festschrift für Hans Hautmann** „*Geschichtsschreibung als herrschaftskritische Aufgabe*“ und des Sammelbandes „*Hans Hautmann: Von der Permanenz des Klassenkampfes und den Schurkereien der Mächtigen*“

Prof. Dr. sc. **Heinz Karl** (Sprecher des *Marxistischen Arbeitskreises zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung bei der Partei DIE LINKE*, Berlin):  
Festvortrag „*Marxistische Geschichtswissenschaft – Leistungen und Aktualität*“

Im Anschluss Gespräche und kleines Buffet

Claudia Kuretsidis-Haider/Manfred Mugrauer (Hg.):  
*Geschichtsschreibung als herrschaftskritische Aufgabe. Beiträge zur ArbeiterInnenbewegung, Justizgeschichte und österreichischen Geschichte im 20. Jahrhundert. Festschrift für Hans Hautmann zum 70. Geburtstag.* Innsbruck, Wien, Bozen: Studien-Verlag 2013, 349 S., 34,90–

Mittwoch, **2. Oktober 2013**, 19.00

**Alte Kapelle im Universitätscampus (Altes AKH)**

Spitalgasse 2–4/Hof 2.8 (Durchgang Hof 1 in Hof 2), 1090 Wien



### Mitteilungen der ALFRED KLAHR GESELLSCHAFT

Herausgeber und Medieninhaber:

ALFRED KLAHR GESELLSCHAFT

Präsident: Walther Leeb

Redaktion und Grafik: Manfred Mugrauer

MitarbeiterInnen dieser Ausgabe: Joachim

Gatterer, Bernhard Golob, Hans Hautmann,

Manfred Mugrauer, Gerhard Oberkofler,

Helmut Rizy

Adresse: Drechslergasse 42, 1140 Wien

Telefon: (+43–1) 982 10 86

E-Mail: [klahr.gesellschaft@aon.at](mailto:klahr.gesellschaft@aon.at)

[www.klahrgesellschaft.at](http://www.klahrgesellschaft.at)

Vertragsnummer: GZ 02 Z 030346 S

P.b.b., Verlagspostamt 1140 Wien

### AKG–Spendenkonto

PSK 92023930, BLZ 60000

IBAN: AT 6660 0000 0092 0239 30

BIC: OPSKATWW



## Alfred Klahr Gesellschaft

Verein zur Erforschung  
der Geschichte  
der Arbeiterbewegung

## BILDUNGSVEREIN DER KPÖ STEIERMARK

<http://bildungsverein.kpoe-steiermark.at>



## Vorkrieg 1913

### Südosteuropa–Strategien des österreichischen Finanzkapitals Von den Anfängen in der Habsburgermonarchie bis zur Gegenwart

#### Symposium und Podiumsdiskussion

Samstag, **16. November 2013**, 15.00 bis 21.00

**KPÖ-Bildungszentrum** im Volkshaus Graz  
Lagergasse 98a, 8020 Graz

#### Symposium

*Das Imperium vor dem Krieg: der Weg  
Österreich-Ungarns in den Ersten Weltkrieg*

15.00 Eröffnung und Begrüßung

15.15 Univ.-Prof. Dr. **Hans Hautmann** (Alfred Klahr  
Gesellschaft, Wien): *Die Wiener Großbanken im Gefüge  
des österreichischen Imperialismus*

16.15 Dr. **Christian Promitzer** (Universität Graz):  
*Das Habsburger Reich und die Südslawen (1878–1914)*

17.15 Univ.-Prof. Dr. **Andrea Komlosy** (Universität  
Wien): *Alltagsprobleme und Lebensverhältnisse am  
Vorabend des Ersten Weltkrieges*

18.00 Pause

#### 19.00 Podiumsdiskussion

*Österreichische und EU-Interessen auf dem Balkan:  
Kontinuitäten und strukturelle Ähnlichkeiten*

Dr. **Hannes Hofbauer** (Promedia-Verlag, Wien):  
*Zerfallslinien im ehemaligen Jugoslawien. Österreichs  
Beitrag zur Desintegration auf dem Balkan*

Mag. **Gerald Oberansmayr** (Solidar-Werkstatt Österreich,  
Linz): *Das österreichische Industrie- und Bankkapital im  
Rahmen der imperialistischen Strategien der Europäischen  
Union*

**Tanja Petrovic** PhD (Universität Nova Gorica):  
*Balkanismen und Kolonialismen: Das europäische  
„Zentrum“ und die südosteuropäische „Peripherie“ vor  
1914 und nach 1989–1991*

Moderation: Dr. **Christian Promitzer**